

# **Das Ende des Wortes**

**Roman**



*Am Anfang war das Wort*

Gen. 1,1



Adam Ende wurde am frühen Morgen um vier Uhr durch die Stimme des Nachrichtensprechers im Radio geweckt. Der heutige Morgen war anders, es war für ihn heute kein normaler Arbeitstag wie sonst. Er schaute aus dem Schlafzimmerfenster, es war Sommer, der Himmel war klar und die rötliche Morgendämmerung berührte ihn. Auf das Frühstück verzichtete er, da er es später im Zug einnehmen wollte. Er hätte auch fliegen können, aber eine Zugfahrt reizte ihn mehr, zumal er schon lange nicht mehr Zug gefahren ist, den ganzen Tag Zeit hatte und der Termin erst am Abend war. Er hatte in Zürich etwas Geschäftliches zu erledigen.

Der Zug fuhr pünktlich um Fünf in Hamburg ab. Er hatte einen Fensterplatz in einem Abteil der ersten Klasse reserviert. Auf dem gegenüberliegenden Platz saß bereits eine Frau. Sie war schwarz gekleidet, sah müde aus und erinnerte ihn an seine Frau Eva. Er begrüßte sie mit einem freundlichen „Guten Morgen“, bekam aber nur einen nüchternen „Guten Tag“ zurück. Zu Beginn der Zugfahrt schaute sie wie er aus dem Fenster, eine Gesprächseinleitung wollte ihm partout nicht einfallen, dennoch hatte er die Hoffnung, dass es irgendwann einmal mit einem Gespräch klappen könnte.

Recht schnell schlief er auf dem bequemen Sessel wieder ein und träumte von seiner Heimatstadt Hamburg, in der er sein ganzes Leben verbrachte. Er wuchs am Stadtrand von Hamburg auf, in einem von jenen industriegeprägten Stadtteilen, der unter den Hamburgern einen schlechten Ruf hatte, was aber in seinen Augen nur ein Vorurteil war. Dieses erzwungene Randdasein machte ihm diese Stadt und letztlich auch Deutschland auf eine gewisse Art und Weise fremd.

Fortan liebte er es, in fremde Städte zu reisen und sich in ihnen zu verirren. Aus dem Irren wurde ein Verirrter und dies

erhob ihn. In diesen Städten suchte er intuitiv die nächste alte Kirche auf. In ihnen fühlte er sich dann einerseits als ein Fremder, da er in jenen Städten nun einmal ein Fremder war, andererseits fühlte er sich auch als ein Suchender. Alte Kirchen erschienen ihm wie die letzten Zufluchtsorte von Spiritualität in modernen Städten.

Einmal hatte er in Wien ein besonderes Erlebnis in einer Kirche. Er trat nach der heiligen Messe am späten Morgen ein, alle Kirchenbänke waren leer, in Weihrauchduft war ihm eine alte Welt eröffnet. Er ging dem Kreuzgang nach, der an den Wänden auf alten Gemälden abgebildet war und nahm die Martern der Szenerie interessiert zur Kenntnis. Nachdem er einige Male um die leeren Bänke kreiste, bekam er gegen Mittag plötzlich Hunger. Er setzte sich auf eine Kirchenbank, saß den ganzen weiteren Tag auf der Bank und vergaß trotz seines Magenknurrens in einem tranceähnlichen Zustand seinen Hunger. Kühle Schatten wanderten in der Kirche den warmen Sonnenstrahlen nach. Es dämmerte allmählich und sie wurden immer länger, bis schließlich die Dunkelheit das dunkle Kirchenschiff regierte.

Als er so vor sich hinträumte, spürte er eine innere Versuchung. Er wollte sich in der Kirche ein Seil oder ein langes Stromkabel suchen, auf den Altar steigen und es an dem Kreuz befestigen, das über dem Altar hing. Ein Schritt nach vorn und es wäre um ihn geschehen. Er wollte für alle Ewigkeit an diesem Ort bleiben, des Nachts durch dunkle Kirchengrüfte ziehen, in diesem mysteriösen Gothenbau umherfliegen und jenseits schmaler hoher Säulen zu farbenfrohen Fensterhimmeln schweben, sowohl der Erde als auch dem Himmel nahe. Welches Ziel suchte er, ewig war er suchend, nie war er gewiss, von welchem Licht war er ein Engel? Er erwachte schließlich aus seiner Trance, ließ sein Vorhaben ungeschehen und verließ wieder die Kirche.

Was zog ihn an Wien und Österreich eigentlich so an, fragte er sich während der Zugfahrt. Nun erinnerte er sich an eine

Geschäftsreise vor dreißig Jahren von Hamburg nach Wien und in andere österreichische Städte. Es war ebenfalls Sommer und sehr heiß. Auf seiner staubedingten langen Odyssee über die deutschen und österreichischen Autobahnen war er irgendwann in einem Zustand, in dem er moderne Sirenengesänge aus dem Radio hörte, die über den Äther klangen und sich mit dem Summen der Reifen mischten. Je schneller, je höher, irgendwo muss die Grenze liegen, an der es aus dem Reich der Sirenen kein Zurück mehr gibt, dachte er sich. Die Sirene des Autos, das ihn retten soll, hört er dann nicht mehr. Wer hört diesen ewig sich wiederholenden Gesängen noch zu, wer lässt sich noch verführen? Er war angeschnallt, um nicht zu ihnen zu müssen. Autobahnen und Hotelzimmer, neutrale Räume, die niemandem gehören, er liebte sie. Bäume an Landstraßen, er fuhr mit dem Gefühl, dass der heutige Tag der letzte Tag sein könnte.

Damals hatte er spät am Abend nicht mehr die Lust, auch noch in der Nacht zu fahren. Er überfuhr bei Passau die Grenze, nahm die nächste Ausfahrt und suchte im nächsten Dorf ein Hotel, vielleicht gab es dort auch noch etwas zu Essen. Er sah an einem Haus ein Schild mit der Aufschrift „Fremdenzimmer“, hielt an, stieg aus, klingelte an der Tür und bekam von einer Frau auf seine Frage hin, ob noch ein Zimmer frei sei, die Antwort, dass er kein Fremdenzimmer bekomme, „da er nicht fremd genug sei“. Dabei hatte sie ein Lächeln und ein leichtes Augenzwinkern im Gesicht. Er dachte sich seinen Teil. Nicht Fremde, sondern Männer, die fremdgehen, werden hier gesucht, es ist alles nur eine Tarnung.

„Schade“, sagte er und war von sich selbst überrascht, wie er eine solche Antwort geben konnte, „ich komme aus Hamburg, bin auf der Reise nach Wien und habe den ganzen Tag im Auto gesessen.“

„Na ja, wenn das so ist“, antwortete sie, „treten Sie ein, ich habe doch noch ein Zimmer frei. Haben Sie schon etwas ge-

gessen? Ich könnte Ihnen noch schnell ein paar Nudeln kochen und einen Salat habe ich auch noch“.

„Danke, das ist sehr nett von Ihnen“, erwiderte er. Das Spiel der erweckten Lust, das er zu spielen begann und auf das sie einging, ging weiter. Diese Frau machte einen sehr attraktiven Eindruck auf ihn und wahrscheinlich fand sie ihn ebenso anziehend.

Sie führte ihn in eine mit Bauernmöbeln eingerichtete Küche. Sowohl auf dem Flur als auch in der Küche hingen Kruzifixe. „Setzen Sie sich“, sagte sie, woraufhin er sich an den Küchentisch setzte. Sie kochte die Nudeln und bereitete den Salat vor. Als das Essen fertig war, deckte sie den Tisch mit zwei Decken. Sie aßen zusammen und er sprach von der anstrengenden Fahrt.

Nach dem Essen sagte sie zu ihm: „Kommen Sie, ich zeige Ihnen Ihr Zimmer.“ Sie verließen die Küche und gingen im Flur eine Holzterappe nach oben in die erste Etage. Die Holzterappe knarrte. Als sie oben ankamen, knarrte es immer noch und er war darüber sehr verwundert. Es war ein anderes Knarren und kam aus einem Raum, der in der ersten Etage lag. Als auch noch ein Stöhnen hinzukam, war ihm alles klar.

Sie gingen in ein Zimmer und sie sagte: „So, da sind wir, fühlen Sie sich wie zuhause.“ Auch in diesem Zimmer hing ein Kruzifix. „Die Einrichtung dieses Zimmers gefällt mir sehr“, sagte er förmlich und höflich. „Es ist ja auch mein Zimmer und ich bin die Maria“, sie drehte sich zu ihm um und sah ihm dabei tief in die Augen. Er errötete leicht, näherte sich ihr aber dann langsam und umarmte sie schließlich. Sie fing an, ihm das Hemd am Kragen zu lösen, er begann daraufhin, ihr den Rock auszuziehen. Als sie schließlich ganz entkleidet waren, zogen sie sich gegenseitig auf das Bett.

Es fing sanft an und steigerte sich mit der Zeit. Er war jedoch nicht ganz bei der Sache, er konnte seine Gedanken nicht ganz abschalten, auch wenn er es wollte. Wer gibt den Rhythmus, wer den nächsten Kuss, wie lässt sich nur die Lust verwalten,

dachte er sich. Da war ein Umarmen, ein Stöhnen, ein gegenseitiges Verwöhnen, bis zum letzten Wallen, dann nur noch Fallen. Es ging nicht länger, musste passieren, vereint zu nie gekannten Höhen. Doch wer hoch fliegt, der muss tief fallen, da war die lange Explosion, da war gewollte Implosion, ein inniges Geben und Nehmen, die Lösung aller Rätsel, kein Platz zum Denken mehr. Da ist das Nichts, die Leere, Erschöpfung, vielleicht Schlaf. Es kam doch das Denken – was war das?

Als Maria schlief fragte er sich, ob er nun glücklich war. Solche Momente waren selten in seinem Leben, er empfand ein Gefühl von Ungerechtigkeit und er stellte sich die Frage, ob es so etwas wie ein gerechtes Glück gibt. Steckt hinter vielem Glück nicht lediglich rein zufälliges Glück?

Auch bei ihm war es nun so, er hat Maria zufällig kennengelernt, er hätte auch die nächste Autobahnausfahrt nehmen können und wäre statt in diesem in einem anderen Dorf und in einem anderen Hotel gelandet und hätte die Nacht wahrscheinlich allein verbracht. Auch seine Frau Eva hat er zufällig kennengelernt, bei einem Tanzkurs in Hamburg. Er hätte damals auch in eine andere Tanzschule gehen können.

Sein Leben erschien ihm in der Rückschau wie ein Baum, bei dem sich vom unteren Stamm an, der Kindheit, der er ausgeliefert war, im Laufe der Zeit immer wieder alles verzweigt, vom ersten bis zum letzten Zufall, von der ersten bis zur letzten Entscheidung. Er wusste bei manchen Ereignissen seines Lebens nicht, ob sie seinen Entscheidungen oder ob sie einem Schicksal folgten. Er kennt nur die Äste des Baumes, die er tatsächlich beschritten hat, nicht die anderen Zweige. Er weiß nicht, wohin sie geführt hätten, wenn er sie gegangen wäre. Er stellt aber manchmal Mutmaßungen darüber an und denkt oft an die Verzweigungspunkte seines Lebens zurück. Wäre dieses oder jenes doch anders passiert, hätte er sich damals anders entschieden oder hätte es doch in seiner Macht gestanden, sich anders zu entscheiden. Dann wären gewisse, darauf folgende

Dinge nicht geschehen, dann wäre er heute nicht in der Situation, in der er sich befindet.

Manchmal neigte er dazu, die ihm bekannten Äste und das ihm bekannte Leben als insgesamt misslungen einzustufen, manchmal verspürte er aber auch so etwas wie Glück und sagte sich: Insgesamt habe ich doch recht viel Glück gehabt im Leben. Und er stellte fest, dass er sich an den Kleinigkeiten des Lebens freuen kann, die vermutlich auch in den Verästelungen des Lebens stattgefunden hätten, die er nicht beschritten hat: Einfach auf einer Wiese zu sitzen und einen alten Baum anzuschauen. Dies ist ja etwas, das im Prinzip in jedem Leben und in jeder Verästelung des Lebens stattfinden kann, egal wie das Leben so spielt, selbst auf einem Gefängnishof.

Er dachte oft an Menschen, die er an bestimmten Verzweigungen zum letzten Mal gesehen hat, und er spürte, dass diese Menschen ihm eigentlich wichtig waren und dass er dies nur damals nicht richtig erkannt oder sie in ihrer Rolle für sein Leben unterschätzt hat. Es begann schon mit der Wahl der Schule. Auf die Wahl des Kindergartens hatte er natürlich keinen Einfluss, er wurde von den Eltern einfach in den nächstliegenden geschickt, meistens ist ja nur einer am Ort, so dass für sie noch nicht einmal eine Wahl bestand. Ähnlich sah es bei der Wahl der Grundschule aus. Im Alter von fünf Jahren kann man sich noch nicht wirklich entscheiden, welche Schule man besuchen will. Anders sieht es mit der Wahl der weiterführenden Schule aus. Hier fragten ihn seine Eltern, auf welche Schule er gehen will. Ins Gymnasium? – Ja, aber in welches? Gut, in jenes. Hätte er sich unter anderen Umständen und in einer anderen Schule nicht auch für eine andere Berufsausbildung und in der Folge für einen anderen Beruf entschieden? Als nächstes stand ja dann auch die Wahl der Berufsausbildung an. Studium oder nicht? War er ein praktisch veranlagter Mensch, war er ein Handwerkertyp? Dann sollte es doch eine handwerkliche Berufsausbildung sein. Oder war er ein Bücherwurm? – Ja dann, schnell zur Universität. Nach der Uni stand dann die end-

gültige Berufswahl an, falls man heute überhaupt noch davon sprechen kann. Aber welchen Beruf sollte er letztlich ergreifen? Sollte er an der Universität bleiben oder sollte er in die Wirtschaft gehen, die freie, die dann doch nicht so frei ist?

Im Grunde genommen begann die Schicksalhaftigkeit seines Lebens schon mit dem Geburtsort. In welchen Ort wurde er hineingeboren und in welche Zeit? Dies waren Dinge, die er nicht ändern konnte und die er irgendwo akzeptieren muss. Mit diesen Dingen haderte er auch nicht. Er haderte dort, wo eine eigene Wahl oder zumindest der Hauch einer eigenen Entscheidung hätte anders aussehen können. Aber irgendwann war er des Haderns leid und akzeptierte den eigenen Baum, so wie er sich letztlich verästelte. Es ist schade um die Menschen, die er nicht kennengelernt hat und die sich in den unbekanntem Verzweigungen befinden. Es wäre aber auch schade um die Menschen, die er tatsächlich kannte und die er zu schätzen weiß.

Und selbst der Einsame muss doch irgendwo den Ast, auf dem er gerade sitzt, für sich akzeptieren. Bei Spaziergängen durch den Wald, während des Rauschens der Bäume im Wind, hörte er manchmal das Flüstern der Menschen, die aus den Zeiten der Verzweigungen stammen, wie sie ihm von den hellen und dunklen Seiten der unbekanntem Äste erzählen. Manchmal flüstern sogar unbekanntem Menschen, nämlich jene, die sich jenseits der Verzweigungen befinden. Und manchmal weinte er eine Träne wegen dieser unbekanntem Menschen und es war ihm, als ob diese Träne eine Verbindung herstellt, als ob es eine Verbindung der voneinander abgezweigten Lebensbäume gibt.

Manchmal begegnete er auch sich selbst, als dem Anderen, jenem, der den Weg jenseits der Verzweigungspunkte beschritt. Und manchmal sah er sich als helles Licht, als einen lebendigen Menschen eines anderen Baumes. Doch manchmal war da auch Dunkelheit, hinter jenen Verzweigungen, die zum Tode führten. Und manchmal meinte er, der letzte Augenblick ist ge-

kommen, wenn mal wieder ein Stechen im Brustbereich oder eine Atemnot da war. Und dann fragt er sich, ob sich der Ast denn nun endlich nicht mehr verzweigt. Er könnte damit leben.

Maria, die nun neben ihm lag, hatte er rein zufällig kennengelernt, sagte er sich, wie um sich zu beruhigen und sich selbst gegenüber seiner Frau Eva durch einen inneren Dialog, den er stellvertretend für sie führte, zu entschuldigen. Eva hatte er zwar auch zufällig kennengelernt, aber nicht in dem Maße wie Maria; plötzlich fing er an, Maße des Zufalls zu entwerfen.

Denn es ist ja meist so, dass man den Menschen, den man liebt oder zum Freund hat, mehr oder weniger zufällig kennengelernt hat, dachte er sich. Man kann zwar hoffen, dass einem ein Mensch über den Weg läuft, den man lieben oder zum Freund haben kann, aber es gibt dabei keine Glücksgarantie. Auch wenn man sich darum bemüht, selbst wenn man sehr sozial eingestellt ist und viele gute Kontakte haben sollte, ist dies immer noch nicht die Gewähr dafür, auch einen passenden Menschen zu finden. Denen, die den passenden Menschen, die ihnen zufällig über den Weg laufen, begegnen, sei ihr Glück natürlich gegönnt. Er würde sich dies für sich selbst ja auch wünschen. Aber ist diese Form des Glücks nicht auch dadurch im Wesentlichen ein durch zufälliges Glück bedingtes Glück?

Was ist mit denen, die dieses zufällige Glück nicht hatten? Hatten sie einfach nur Pech? Nietzsche schrieb, dass die Liebe auch ungerecht sei und an die Falschen reichlich austeile. Er hatte wohl eher negative Erfahrungen mit Frauen. An seinem Beispiel könnte man die These aufstellen, dass sich bei jemandem, der an einem Mangel an Eros leidet oder bei dem dieser Mangel offenbar nach allem, was man über seine Kontakte beziehungsweise vielmehr fehlenden Kontakte zum anderen Geschlecht weiß, objektiv vorliegt, die unausgelebten Energien des Eros zwangsläufig einen Weg in der Liebe zum Geistigen suchen. Aber dies gilt auch für andere alleinstehende Philosophen wie Kant. So verschieden diese beiden Philosophen waren, der eine war viel unterwegs, der andere nur einem Ort,

der eine schrieb eher locker, der andere eher streng, der eine suchte den Kontakt zu Frauen, der andere nicht, so ähnlich sind sie sich in diesem Punkt.

Die Verliebtheit des ungewollt frauenfernen Denkers Nietzsche zu einer Frau, nämlich zu Lou Salome, wurde nicht erwidert. Man stelle sich vor, sie hätten zusammengefunden. Gäbe es dann überhaupt die Werke Nietzsches? Lässt sich überhaupt wahrhaft kritisch schreiben, wenn man glücklich verliebt ist? Verhindert die rosarote Brille nicht auch das Kritische?

Wenn man Verliebte beobachtet, dachte sich Adam, fällt einem als scheinbar unbeteiligtem Dritten oder auch Fünftem, nämlich dem „Fünften Rad am Wagen“, doch so Einiges auf, das den Verliebten selbst wohl nicht auffallen mag. Und diese Auffälligkeiten sind für Dritte eben oft nicht nur positiver, sondern auch negativer Art. Nämlich dadurch, dass die beiden Verliebten sehr stark aufeinander fixiert sind, ignorieren sie andere, auch noch anwesende Personen. Der nahestehende und geliebte Mensch steht im Vordergrund: Ihm wird die ganze Aufmerksamkeit geschenkt; er wird anhimmelnd angeschaut; wenn er spricht, fällt die Klappe und man ist als immerhin auch anwesender Dritter eigentlich doch nicht so richtig anwesend. Das Umfeld der sich Nahestehenden relativiert sich zu einer bloßen Kulisse und man spürt intuitiv, wie viel mehr der Andere geschätzt wird als man selbst, eben der bloße Dritte. Er langweilt sich, wenn er Menschen sieht, die sich hauptsächlich nur positiv anhimmeln und somit gerade das Gegenteil von kritischer Auseinandersetzung praktizieren, was ja per se nichts Negatives sein muss, gerade wenn man an interessante philosophische Auseinandersetzungen denkt.

Oder war er einfach zu anspruchsvoll? Wer war eigentlich nicht normal? Er oder die anderen? Ist der Philosoph der normale Mensch oder ist nicht eher der bodenständige unphilosophische Mensch normal? Dem Philosophen geht es doch gerade nicht um Normalität.

Adam erschien seine hochgelobte Philosophie plötzlich wie eine Krankheit, nämlich eine, bei der der Kranke die Dinge zwanghaft anders sieht als die anderen und gesunden Menschen. Haben viele Philosophen und so philosophische Typen wie er selbst nicht grundsätzlich Probleme im zwischenmenschlichen und sozialen Bereich? Denn wenn immer das Allgemeine und nicht das Spezielle im Vordergrund steht und das Spezielle stets unter dem Blickwinkel betrachtet wird, den es für das Allgemeine hat, besteht die Gefahr, dass Begegnungen von Philosophen mit anderen Menschen unter fragwürdigen Vorzeichen stehen. Die Reflexion über den Anderen tritt dann unter Umständen zu früh ein, so früh, dass die Person des Anderen noch gar nicht richtig wirken und noch gar kein spontanes Miteinander entstehen kann. Zudem steht für den Philosophen häufig die Frage im Vordergrund, was der Andere wohl denkt und nicht die Frage, was er denn so macht oder was er für Interessen oder charakterliche Eigenschaften hat. Dadurch scheint ein Philosoph sogar noch sonderbarer als ein Psychologe, der sich wenigstens für diese Interessen und charakterlichen Eigenschaften interessiert, und für den die Frage, was der Betreffende über Gott und die Welt denkt, zunächst zweitrangig ist.

Dadurch, dass der Philosoph mit seinen Gedanken in der Regel allein ist, der philosophisch-peripatetische Dialog auf gleicher Ebene und das sokratische Fragen sind ja eigentlich etwas sehr Seltenes, wird er irgendwo vereinsamen. Diese Einsamkeit kann sogar so weit gehen, dass sich der Philosoph selbst etwas vormacht und nur in ihr sein wahres Glück zu finden meint. Vielleicht finden manche Philosophen ja auch in der Einsamkeit tatsächlich ihr Glück, aber entgehen ihnen nicht auch unermessliche zwischenmenschliche Reichtümer? Wenn man sich die Geschichte der Philosophie anschaut, ist dort auch häufig eine Ignoranz des Lebens seitens vieler Philosophen festzustellen. Angefangen mit Thales, der beim Spaziergehen nachdenklich den Sternenhimmel betrachtet, dabei seine un-

mittelbare Umgebung vergisst, schließlich in eine Grube fällt und prompt ein Lachen von einer Magd für dieses Missgeschick erntet. Wobei dies ein bekanntes Sinnbild für die Alltags- und Lebensferne des Philosophen und die Lebensnähe des Alltagsmenschen ist, der durch die Figur der lachenden Thrakerin symbolisiert wird. Über Sokrates, der alles hinterfragte und damit in gewisser Hinsicht auch immer das Leben selbst. Und über Platon und seinen Ideenhimmel weiter zu Aristoteles, der alles klassifizierte und so das Spezielle dem Allgemeinen unterordnete, aber damit auch irgendwo die Lebenserscheinungen bloßen Prinzipien. Die christlich orientierten Philosophen der Spätantike und des Mittelalters unterwarfen sich einer Jenseitsvorstellung und diskreditierten damit auf eine gewisse Art und Weise das irdische Leben. Auch der deutsche Idealismus wäre zu nennen, hier soll der Geist das Wesen der Welt ausmachen, womit wieder nicht das Leben selbst im Mittelpunkt steht. Dann trat zwar mit der sogenannten „Lebensphilosophie“, etwa eines Schopenhauer oder Nietzsche, eine gewisse Wende ein, die aber nur eine scheinbare war, eine scheinbare sein musste, denn auch diese Philosophen verzogen sich ja letztlich in ihr stilles Kämmerlein, um fern vom Leben und pessimistisch verklärt Lobeshymnen auf das Leben zu singen.

Konkrete Krankheiten von Philosophen lassen sich jedoch schwer ausmachen, aber dies wäre eine interessante Aufgabe für Historiker der Philosophie mit einer psychologischen Ader oder für Psychologen mit einer historischen. Sicherlich ist vieles zu finden, von diversen Egoismen bis zu Narzissmen. Die Selbstverliebtheit in das eigene Denken ist bei vielen Philosophen ja irgendwo immer gegeben. „Warum ich so gute Bücher schreibe“, „warum ich so klug bin“, „warum ich ein Schicksal bin“ – heißt es bei Nietzsche. Aber auch extremer Altruismus ist zu finden, man denke an die christlich orientierten Philosophen, ein Altruismus, der bis zu einer asketischen Selbstaufgabe gehen kann. Nietzsche war selbst ein Psychologe, er nahm die Psychoanalyse vorweg, was sogar Freud zugab. Die Nietz-

sche-Lektüre muss für Freud nicht nur eine Freude, sondern auch eine Qual gewesen sein; ständig wurde er daran erinnert, dass Nietzsche schon vieles vorweggenommen hat.

Interessant wäre eine Untersuchung, welche körperlichen Krankheiten die Philosophen tatsächlich hatten und welche psychosomatischen Verbindungen dann auf die entsprechenden psychischen Krankheiten schließen lassen. Die Philosophie ist vielleicht eine Flucht aus der eigenen sozialen Unfähigkeit, eine ständige Rechtfertigung für die eigene Einsamkeit und Mensch- und Weltfremdheit, bis hin zur Misanthropie eines Nietzsche. Es gab Philosophen, die diese Ferne der Philosophie erkannten und die Philosophie ins Politische zurückholen wollten. Man denke an Marx oder andere politische Philosophen.

Dennoch glaubte Adam letztlich, dass die meisten Philosophen ganz normale Menschen mit ganz normalen menschlichen Qualitäten waren. Und ist „das Menschliche“, was immer dies auch sei, nicht letztlich höher zu bewerten als die Philosophie selbst? Und zwar wäre es das Menschliche, das sich nicht restlos analysieren lässt, auch nicht durch eine noch so ausgefeilte philosophische Anthropologie. Das Menschliche, hinter das wir nicht zurückgehen können und dem wir uns stellen müssen, im zwischenmenschlichen Miteinander. Wir müssen unserem Gegenüber in die Augen schauen, wie er und Maria, die nun neben ihm lag, es gestern Abend taten. Und dieser Augenblick ist höher zu bewerten als irgendeine philosophische Reflexion, die später darauf folgen mag. Kein Philosoph oder Wissenschaftler kann dieses Menschliche restlos analysieren, zum Glück. Das Leben wird immer siegen. Hier ist der Gegenstand der Literatur, die dies wohlweislich erkannt hat, aber auch sie bedient sich analytischer Mittel, nämlich der Sprache und Texte. Auch sie kann das letztlich nicht abbildbare Leben nicht abbilden, auch wenn sie es gern täte, noch nicht einmal die Kunst kann das. Selbst keine Philosophie des Existenzialismus, die all dies erkannt hat und damit das unerkennbare Leben zum Kern ihrer Philosophie gemacht hat.

War er in Maria verliebt? Er spürte wieder ein Fallen, aber er wollte sich nicht restlos fallen lassen. Dieses Hotel, in dem er sich nun befand, war von Anfang an eine einzige Lüge. Er ist und bleibt ein Fremder an diesem Ort, wie die anderen Männer, die hier ein- und ausgehen auch. Und der Philosoph in ihm siegte wieder über den Menschen. Die Philosophie erschien ihm paradoxerweise selbst wie die Liebe zu einer Frau – voller Rätsel.

Verliebte sind die unphilosophischsten Menschen, die man sich vorstellen kann, dachte sich Adam, als er neben Maria lag. Sie zeichnen sich ja gerade dadurch aus, dass sie nichts hinterfragen, schon gar nicht ihren Partner, ihre Beziehung oder ihre aktuelle Lebenssituation, deren markantestes Merkmal nun einmal die aktuelle Verliebtheit ist. Der Himmel ist von hellblau bis rosarot alles, nur nicht schwarz. Schwarz ist er allenfalls, wenn einen der Partner wieder verlassen hat. Vielleicht weil er sich wieder frisch verlieben konnte und so auch weiterhin ein unkritischer Mensch bleiben konnte; eine Rolle, in der er sich vielleicht selbst nur allzu gut gefällt, oder eben ein Mangel, den er sich nicht als solchen eingestehen will. Und durch die Verliebtheit lässt sich in der Friede-Freude-Eierkuchen-Welt der Verliebten dieser Mangel ja auch relativ leicht überdecken. Und wenn er doch wieder zum Vorschein kommen sollte, verliebt man sich halt neu, und so fort. Wenn der Andere mich schon mag, mich anhimmelt – kurz und knapp: in mich verliebt ist – so ist mit mir doch offenbar alles in Ordnung, oder?

Das kritische philosophische Gespräch ist vielen Verliebten somit offenbar fremd. Aber einem Menschen mit einem Hang zur Philosophie, wie er selbst, werden dann solche Menschen ebenso fremd, da sie offensichtlich diejenigen sind, die am weitesten von der Philosophie entfernt sind.

Adam dachte daran, dass fast den ganzen Tag während der Fahrt das Radio eingeschaltet war. Die Medien machen auf ihn den Eindruck, dass es dort nur glückliche und verliebte Menschen gibt, die Ätherwellen quillen quasi nur so rosarot über

vor Positivität. Sie reden alle so positiv, dass der Klang ihrer Stimmen schon wieder an perfekte Werbestimmen erinnert. Und die Werbung folgte ja auch zugleich. Wie dies alles zusammenpasst. Dieser unkritische Mensch wird ja gerade von der Werbung und den obskuren Interessen des allgegenwärtigen heiligen Marktes, der hinter dieser Werbung steckt, gefordert. Dies ist ja gerade der Mensch, der als unkritischer Konsument gewollt wird. Er soll gefälligst unendlich viel konsumieren, er soll unendlich viele Bedürfnisse haben, die durch den Kauf unendlich vieler Produkte ihre Befriedigung finden sollen. Und dabei immer schön cool und verliebt bitte. Es gibt in der Welt der Medienmacher zuhauf nur glückliche, wahrscheinlich nur frisch verliebte Menschen, wie ihr zur starren Positivität verurteiltes mediales Auftreten jedenfalls nahelegt. Ihm missfallen diese grinsenden Gesichter in der Werbung, aus demselben Grund, dieses kalte und starre Lächeln ist allgegenwärtig. Er kann nur noch wegschauen und mit der Zeit registriert er, dass er immer öfter die Augen schließt, weil er einfach nicht mehr kann.

Er fragte sich, was für den Menschen wohl besser ist: traute Zweisamkeit oder philosophische Einsamkeit? Auch hinsichtlich der Gesetze der Evolution ist das Verhalten der Verliebten gegenüber Dritten aufschlussreich: Die Fortpflanzung ist dort wahrscheinlicher, wo sich die Paare schon näher kennen. Zumindest bei Menschen ist es so, dass in der Regel ein intimer Kontakt von einem längeren sozialen Vorspiel eingeleitet wird. Und dieses Vorspiel haben Verliebte schon hinter sich oder sie sind mittendrin, wohingegen ein außenstehender Dritter hier noch nachholen muss, der Fortpflanzungsakt dann natürlich auch später eintritt. Und das romantisch verliebte Pärchen ist sich dieser nüchternen Raffinesse der Evolution noch nicht einmal bewusst. Soziales Verhalten geht hier mit evolutionären Vorteilen einher. Und auf einmal kam ihm seine aktuelle Situation gar nicht mehr so romantisch vor.

Aber die Kultur spielt natürlich dennoch eine Rolle, in der das Pärchen sozialisiert wurde, philosophierte er weiter. Es gibt indigene Völker am Amazonas, bei denen Partnerwechsel alltäglich sind und zu einer funktionierenden Gemeinschaft dazu gehören. Es gibt feste Partnerschaften, bei denen es aber dennoch Brauch ist, dass auch einmal ein anderer Mann aus dem Dorf Kontakt zur Frau hat. Wenn hier der angestammte Mann der Frau neidisch auf den anderen Mann ist, wird das von der Dorfgemeinschaft überhaupt nicht gern gesehen. Es schadet dem sozialen Frieden. Dieser Frieden ist aber gerade durch solche Bräuche gegeben, denn dass es ein natürliches Bedürfnis nach Seitensprüngen gibt, zeigt sich doch auch in unserer Gesellschaft, ja momentan zeigt es sich exemplarisch an ihm selbst und auch an Maria. Nur wird es hier verurteilt, bleibt im Stillen oder es wird sich eben geschieden. Unsere fortschrittliche Gesellschaft könnte von solchen sogenannten primitiven Kulturen lernen, dachte er sich.

Wieder stellte er sich die Frage, ob es eine Form des Glücks gibt, die jedem offen steht, ohne dass es eines zufälligen Glückes bedarf. Die Antwort liegt auf der Hand: Das Glück der Einsamkeit. Die Einsamkeit steht jedem Menschen offen, etwa die Einsamkeit in der Natur in einem Wald, am Meer oder im Gebirge. Wenn es also eine gerechte Form des Glücks gibt, die nicht von einem zufälligen Glück abhängt, so ist sie das Glück der Einsamkeit. In der Einsamkeit kann der Mensch glücklich sein, er findet zu sich, zur Natur, er stellt sich philosophische Fragen, er hat individuelle Eindrücke, die er vielleicht literarisch verarbeitet, etwa in Gedichten oder Romanen. Die Philosophie und Literatur ergeben sich hier unmittelbar als essenzielle Dinge, die mit dem Glück elementar zusammenhängen. Das Glück ist vielgestaltig, das Glück der Einsamkeit ist jedoch aus den genannten Gründen stärker zu gewichten. Die Einsamkeit ist der letzte Hort des Glückes, wenn einem Menschen alle anderen Formen des Glückes versagt bleiben.

In einer freien Gesellschaft darf es keine Bevorzugung einer bestimmten Lebensführung geben, dachte er sich. Ob sich jemand für die Einsamkeit entscheidet oder für Beziehungen, soll dem Einzelnen überlassen bleiben. Arrogant findet er die Haltung von Politikern, die in Sonntagsreden im Hinblick auf Wahlerfolge zu oft das abgegriffene Stichwort Familie in den Mund nehmen. Arrogant gegenüber denjenigen, die gar nicht in einer Familie leben wollen, vielleicht noch nicht einmal einen Partner haben wollen, sondern einfach nur allein leben wollen.

Das vollständige und wirkliche Glück ist wohl auch dasjenige Glück, über das später, nachdem das erlebnishaft Glück geschehen ist, reflektiert wird. Er würde Glück gerade als Einheit aus dieser Erlebnis- und Reflexionskomponente verstehen. Denn er würde die erste Komponente ja gar nicht ewig wollen. Wenn er die Wahl hätte, würde er aus diesem Zustand trotz seiner Glückshaftigkeit irgendwann heraus wollen. Denn alles, was ewig dauert, wird irgendwann gleichförmig, wird zur Hölle, und sei es am Anfang noch so schön. Und er würde schließlich freiwillig in das Moment der Glücksreflexion übergehen. Diese Reflexion ist gerade die Befreiung aus der ersten Form des Glückes unter der Prämisse seines nicht einlösbaren Ewigkeitsanspruchs.

Dafür spricht auch, dass das Denken die einzige Tätigkeit ist, die man im Prinzip ohne zu Ermüden machen kann. Und Adam war wieder am Anfang seiner Überlegungen und schaute gegen die Zimmerdecke, die durch die Morgendämmerung immer heller wurde. Maria schlief immer noch. Selbst im Schlaf und im Traum denken wir noch, dachte er sich. Das wahre Glück muss das komplette Glück aus Erlebnisglück und Reflexionsglück sein. In der Rückschau des Reflexionsglückes kommt das Glück dann zu seiner wahren Einheit, zu seiner wahren Geltung. Ohne die Philosophie kann man also unmöglich wirklich und wahrhaftig glücklich sein und werden.

Am Morgen stand er frühzeitig auf, ging in die Küche hinunter und bereitete das Frühstück vor. Maria kam herunter

und war überrascht. Nach dem Frühstück verabschiedete er sich von Maria mit einer innigen Umarmung und gab ihr eine geschäftliche Telefonnummer, die er nur wenigen gegeben hatte, noch nicht einmal seiner Frau Eva. Es war das erste und einzige Mal, dass er fremd ging und sie betrog.

„Was denkst Du von mir?“, sagte Maria ernst bei der Verabschiedung. „Weißt Du, wir sind hier alle sehr gläubig und traditionsbewusst. Manche Sünden verzeiht uns der Herrgott, manche verzeiht er uns nicht. Wir telefonieren miteinander. Rufe mich an, wenn Du zurück nach Hamburg fährst.“

Adam erwiderte nichts darauf, er dachte sich seinen Teil. Diese Frau tut so fromm, aber betreibt nebenbei ein Bordell. Natürlich könnte man nun behaupten, dass sie arme Männer aufnimmt, wie zum Beispiel ihn, einen weitgereisten und von der anstrengenden Fahrt übermüdeten Mann. Ein Mann, der zuhause bei seiner Frau vielleicht nicht das sexuell bekommt, was er sich insgeheim wünscht. Auf diese Art und Weise wird Maria trotz ihrer Sündhaftigkeit wenigstens noch der christlichen Tugend des Mitleids gerecht. Aber wollte er bemitleidet werden? Eigentlich nicht, es beschränkte ihn in seiner Freiheit. Er fragte sich, warum jemand wie sie, die sich die Freiheit nahm, ein Bordell zu betreiben, sich nicht auch die Freiheit nahm, von einer Religion unabhängig zu sein.

Wo die Religion die Menschen besser macht, ist sie nicht mehr nur Religion, sondern gelebte Moral, dachte sich Adam während der Fahrt nach Wien. Die Religion stellt die beharrliche Behauptung auf, dass sich die Menschen nicht selbst eine Moral für ihr Zusammenleben geben können, sondern dass es einer übergeordneten Autorität, nämlich eines Gottes bedarf, die moralischen Regeln für die Menschen aufstellt. Die Schöpfung dieser moralischen Regeln geht einher mit der Schöpfung der materiellen Welt. So wie die materielle Welt geschöpft wurde, aus Gottes Hand, soll auch die moralische Welt erschaffen worden sein. Es stellt sich die Frage, warum Gott in all seiner Weisheit nicht gleich eine perfekte materielle Welt ge-

schaffen hat, so dass es einer weiteren Welt, nämlich einer moralischen, nicht bedurfte. Zudem wäre die Welt dann nicht von Anfang an zweigeteilt.

Während der Fahrt musste er an Maria denken. Was war sie für ein Mensch, was steckte hinter ihrer Pseudofrömmigkeit? Auf den ersten Blick mag für einen Menschen, der von seiner Religionszugehörigkeit überzeugt ist, eine Notwendigkeit der jeweiligen religiösen Normen als religiöse Normen vorliegen. Aber auf den zweiten Blick entlarven sich religiöse Normen oft als solche alltäglicher, vernünftig gelebter Praxis. Zum Beispiel könnte eine religiöse Norm besagen, dass Menschen zu bestimmten Zeiten oder Zeiträumen Mahlzeiten zu sich nehmen oder fasten sollten. Im Laufe der Zeit könnte dieser Mensch jedoch erkennen, dass es ohnehin sinnvoll ist, zu bestimmten Zeiten zu fasten oder Mahlzeiten zu sich zu nehmen, da dies dem Körper gut tut. Nicht die Norm als religiöse Norm, nämlich dass Gott verfügte, zu bestimmten Zeiten zu essen oder zu Fasten, steht dann im Vordergrund, sondern als intuitiv einleuchtende Praxisnorm. Die Tatsache, eben zu bestimmten Zeiten zu essen oder zu fasten, damit dies dem Körper nützt. Wenn dieser Mensch dies jedoch nicht einsieht, dass die religiöse Norm, die er befolgt, auch oder nur als Praxisnorm sinnvoll sein könnte, sondern darauf beharrt, dass sie nur sinnvoll als Gottes Wort ist, so steht seine Erkenntnis- und Reflexionsfähigkeit zur Diskussion. Worauf sollte dann eher Rücksicht genommen werden? Auf das Recht der freien Religionsausübung, sein religiöses Bedürfnis, oder auf sein Potenzial, zu einem aufgeklärten Menschen zu werden, auf dass er selbst, im Sinne Kants die Selbstzweckhaftigkeit seiner Person unabhängig von irgendeiner Religion oder religiösen Autorität erkennt?

Die menschliche Geschichte hat gezeigt, dass sich der Mensch seine Moral auch immer wieder neu erschaffen und erarbeiten muss. Es geht also schon auch um Schöpfung, allerdings muss sie vom Menschen selbst vorgenommen werden. Denn im Laufe seiner Geschichte gab es immer wieder neue Konstellationen

tionen menschlichen Zusammenlebens, mit einer Zunahme an Komplexität, gerade hin zur Moderne. Ein Gott, der am Anfang starre Moralregeln schöpft und dann die Geschichte ignoriert, ist nicht nur überflüssig, sondern auch gefährlich. Die Religion ist folglich auch das beharrliche und hartnäckige Bestreben, die notwendige, sich im Sinne einer Verbesserung menschlicher Lebensverhältnisse zu wiederholende, moralische Neuerschaffung des Menschen zu ignorieren oder gar zu unterbinden. Natürlich gibt es Bestrebungen der Religionen, wie etwa des Christentums, die etablierten Moralvorstellungen der Religion an veränderte gesellschaftliche Verhältnisse und Zustände anzupassen und so die Religion zu reformieren. Dies ändert jedoch nichts daran, dass Religionen im Kern etwas Starres und Unzeitgemäßes anhaftet. Manche sehen darin gerade ihren Reiz, irgendwo hat ein religiöser Konservatismus ja auch seine Berechtigung. Aber er könnte auch gerade durch die Einsicht ersetzt werden, dass es unveränderliche, überzeitliche moralische Grundnormen gibt, wie den kategorischen Imperativ. Diese Grundnormen sind menschlicher Erkenntnis zugänglich, sie unterliegen sogar ihrer Entwicklung, keinesfalls sind sie genuin von einer göttlichen Schöpfung abhängig. So sagt der kategorische Imperativ etwas aus, das sich nicht auf Religion reduzieren lässt, nämlich die im Sinne der verantwortlichen Freiheit des Menschen als notwendig zu erachtende Selbstzweckhaftigkeit, Selbstgesetzgebung und Autonomie des Menschen. Kant wollte sich bekanntlich ganz bewusst von der metaphysischen und religiösen Tradition absetzen und weder im Kosmos beziehungsweise in der Natur, wie bei den alten Griechen, noch in einem Schöpfergott, wie bei den Christen, eine moralische Autorität erblicken, der sich der Mensch willenlos zu fügen hat.

Die Religion erfüllt natürlich nach wie vor eine gesellschaftliche und kulturelle Funktion, da sie etablierte Formen des alltäglichen Lebens vorgibt. So gibt sie dem sogenannten einfachen Menschen ein schnelles Rüstzeug an die Hand, gewisse

etablierte Strukturen menschlichen Zusammenlebens auch mit gutem Gewissen auszuleben. Denn dieser hat ja gar nicht die Zeit dazu, eine eigene Moral zu erschaffen oder eine Moral rational nachzuvollziehen, die sich auf eine komplexe Art und Weise in großen Zeiträumen in gesellschaftlichen Prozessen entwickelt hat. Der einfache Mensch stellt aber auch heute durchaus eine Gefahr dar, nämlich in jener Hinsicht, dass zahlreiche neue Religionen und Sekten entstehen, die schnelle Antworten und Moralen anbieten, auf die er ebenso schnell zugreifen kann wie auf diejenigen der alten Religionen. Dieser einfache Mensch ist jedoch heute auch der Mensch des schnellen Konsums, er wird gewünscht, als Mensch der unreflektierten Bedürfnisbefriedigung, als Mensch, der unkritisch auf Werbung reagiert. Er ist aber auch der Mensch, der Reizüberflutungen ausgesetzt ist, der Mensch, der durch gewissenlose Politiker steuerbar ist, der Mensch, der nicht selbst denkt, sondern fertige Bilder und Gedanken konsumiert. Letztlich der Mensch, der sich manipulieren lässt, da er nicht selbst Hand an seine persönliche Entwicklung legt.

Während der Fahrt dachte er gedankenversunken über diese Stadt Wien nach, der er sich näherte. Er war erschrocken darüber, dass er nun nicht mehr an Maria dachte; nein, viel schlimmer: nicht an seine Frau Eva. Adam rief Maria auf der Rückreise nicht wie versprochen an. Vor der deutschen Grenze blieb er auf der Autobahn. Auch Maria rief ihn nicht an, sie sollte ihn nie anrufen. Auch er würde Maria nie anrufen, obwohl er in seinem Leben noch oft an sie dachte und von ihr träumte.

In gewisser Weise war Wien die Stadt seiner Träume, eine Stadt, die anders war als viele deutsche Städte, die er kannte. Was war eigentlich anders in Österreich und Wien im Vergleich zu Deutschland und deutschen Städten, fragte er sich?

Den Österreichern und vor allem den Wienern sieht man ihre Intelligenz nicht an, dachte sich Adam. Sie sind so bescheiden, zu bescheiden. Er fühlte sich in diesem Land und insbesondere in dieser Stadt meistens sehr wohl, aber vielleicht lag das auch daran, dass er meist Urlaub hatte, wenn er dort war. Er schätzte die Gastfreundschaft der Österreicher, er mochte diese Stadt Wien, wo die Geschichte und der Tod erlaubt sind und die Uhren langsamer ticken. Irgendjemand, der einmal Deutschland besuchte, hatte immer das Gefühl, sich nur in der Gegenwart zu befinden, als ob die Vergangenheit nicht existiert. Ihm waren die Wiener sympathisch mit ihrem Sinn für Geschichte und er genoss es, auf dem „Zentral“ spazieren zu gehen. Er machte lange Spaziergänge auf dem Zentralfriedhof und hatte das Gefühl, eine über die Zeiten hinweg bestehende Verbindung zu den Verstorbenen zu haben, die Toten waren ihm in gewisser Weise Boten aus einer anderen Zeit und anderen Welt. Der Friedhof schien ihm trotz der Nähe des Todes voller Leben. Hinter alten Friedhofsmauern erzählten ihm Grabsteine Geschichten von Menschen und davon, dass ein Gott es schon wieder richten würde. An einem Mausoleum schaute ein Engel zum Himmel, er erschien Adam starr aus Stein vor Trauer. Adam ging in einiger Entfernung an einem Begräbnis vorbei und sah, wie ein Sarg an des Lebens letzten Seilen vor der Trauergemeinde hinab in die Erde schwebte.

Was fehlt eigentlich in der modernen Gesellschaft hinsichtlich des Todes, fragte sich Adam, als er über den Zentralfriedhof ging. Ihm ging eine Antwort auf: Eine Kultur des Todes.

Der moderne Mensch fühlt sich in allen möglichen, von der Politik, Wirtschaft und Wissenschaft wohldefinierten Bereichen beheimatet. Nur eine Kultur des Todes scheint kaum jemand zu vermissen. Die Kirchen und wohltätige Organisationen spielen allenfalls eine kompensierende Rolle, keinesfalls ist diese als feste moralische und kulturelle Basis im Bewusstsein der Menschen als gelebte Kultur vorhanden. Diese Institutionen verüben ihr Geschäft im Stillen, in den Palliativstationen der Krankenhäuser, in Hospizen und schließlich auf den Friedhöfen, in umzäunten Bereichen abseits des alltäglichen Business und der immerjungen Spaßgesellschaft.

Frühere und auch noch heutige Kulturen hatten und haben diese Kultur des Todes und es war und ist trotz aller Trauer der Angehörigen klar, dass der Verstorbene von den Angehörigen einem Reich, welcher Art auch immer, übergeben wird und in dieses einzieht. Kirchliche Rituale sind zwar vorhanden, führen aber in der Gesellschaft eher ein Insel- und Nischendasein, keinesfalls sind sie als bewusst gelebte und erlebte Kultur in ihr fest etabliert. So wie alles in einer modernen Bedürfnisgesellschaft in tausende Bereiche gesplittet ist. Jemand hat das Bedürfnis, seine Angehörigen würdig zu bestatten? – Dann soll er dies tun und sein Bedürfnis befriedigen. So wie jemand ein Auto kauft, der halt das Bedürfnis hat, ein Auto zu fahren. Oder sich einen Partner über das Internet sucht, der eben das Bedürfnis hat, einen Partner zu haben. Die Menschen leben in tausenden von Bedürfniswelten, aber in keiner Kultur, die als Einheit gelebt und erlebt wird. Dass hier keine wahrhafte Kultur des Todes aufkommen kann, ist dann kein Wunder, dachte sich Adam.

Ein weiterer wichtiger Aspekt für Adam war: Heute stirbt, jedenfalls nach einer verbreiteten wissenschaftlichen Auffassung, die von einer absoluten Abhängigkeit und Reduzierbarkeit des menschlichen Geistes auf das Gehirn ausgeht, der menschliche Geist beziehungsweise die menschliche Seele mit dem Körper. Was soll man sich also noch um eine Kultur des

Todes scheren? Diese hätte ja allenfalls noch die Funktion eines Rückblicks auf ein Leben, in dem der Geist als total vom Gehirn Abhängiges noch auf dem Gehirn supervenieren konnte, als das Gehirn eben noch funktionierte.

Viele Deutsche zieht es nach Wien. In welcher Stadt sollte man denn auch sonst sterben wollen als in Venedig oder Wien? Von der Unkompliziertheit der Österreicher und insbesondere der Wiener könnten sich die Deutschen „ein Scheiberl obaschneidn“, dachte sich Adam ganz wienerisch. Grüß Gott.

Was ist der Sinn für Geschichte, fragte sich Adam. Ist es ein offenes Wohlwollen für bestimmte als positiv angesehene Traditionen und eine Identifikation mit ihnen, ihre Verinnerlichung? Etwas, das in den Alltag eines Menschen mit Sinn für Geschichte einfließt? Was passiert, wenn die Geschichte immer nur zum Objekt gemacht wird? Und wenn diese Perspektive auf die Geschichte in einer Gesellschaft und ihren Medien dominiert? Offensichtlich nimmt man den Menschen damit die Möglichkeit, Geschichte zu verinnerlichen. Darf man die guten Episoden auswählen, um nur sie als positive Traditionen zu verinnerlichen? Was unterscheidet hier Deutschland von Österreich? In Deutschland gibt es eine unterschwellige Tendenz, zu behaupten, dass sich nur die Deutschen wahrhaft mit ihrer Geschichte auseinandergesetzt haben, und eigentlich die Österreicher hier etwas nachzuholen hätten. Der Blick von oben ist hier unverkennbar, ein Blick, bei dem man sich fragt, ob er den Deutschen eigentlich in diesem Maße zusteht. Auch die Österreicher haben sich mit ihrer Geschichte auseinandergesetzt, sie war in ihren schrecklichsten Passagen eng mit der deutschen Geschichte verknüpft. Die Österreicher haben hier keinen Grund, weniger Geschichtsaufarbeitung zu betreiben als die Deutschen. Dennoch hat man das Gefühl, dass sich eher die Österreicher als die Deutschen so etwas wie einen Sinn für Geschichte bewahrt haben und ganz bescheiden ein wenig stolz auf alte Zeiten sind. Dies hat zuweilen einen romantisch und nostalgisch verklärten Beigeschmack, wenn man etwa an die

Verehrung von Kaiserin Elisabeth – Sissi – denkt. Aber liegt hier nicht auch eine gewisse identitätsstiftende Funktion für ein Volk vor? Was wäre denn Österreich und Wien ohne die goldenen alten Zeiten, auch die Zeiten der Musiker? Zeiten, die immer noch in aktuellen Kulturveranstaltungen in Österreich zum Thema gemacht werden. In Deutschland gibt es durchaus auch diesen Sinn für Geschichte, man denke etwa an die Verehrung von König Ludwig II von Bayern. Aber dennoch hat man den Eindruck, dass dieser historische Sinn bei den Österreichern und insbesondere Wienern eine größere Verbreitung und Verwurzelung im Alltag hat. Über einige neidische Blicke der Deutschen zu ihrem Nachbarland braucht man sich da nicht zu wundern. Der Fokus auf gewisse historische Epochen – die schlimmste ist bekannt – ist in Deutschland wesentlich stärker präsent als in Österreich. Auch ihre Instrumentalisierung; wer auf die schlimmen Zeiten in mahnerischer Manier hinweist, befindet sich schon im Recht. Aber ist Mahnung allein für Menschen identitäts- und sinnstiftend? Wenn eine positive Rückbesinnung auf die Geschichte und gerade auf positive Traditionen nicht mehr stattfindet, nicht mehr stattfinden darf, und unter dem Generalverdacht der Ignoranz, Missachtung und Ausblendung der negativen und auch schrecklichen Phasen der Geschichte steht, wird dem Menschen die Möglichkeit genommen, einen Sinn für Geschichte – im positiven identitäts- und sinnstiftenden Sinne – zu entwickeln. Wo dies passiert, wird dem Menschen eigentlich Geschichte entzogen, auch wenn immer wieder zurecht auf ihre schrecklichen Seiten hingewiesen wird. So verwundert es nicht, dass viele Menschen, die Deutschland besuchen, tatsächlich das Gefühl haben, sich nur in der Gegenwart zu befinden und die Vergangenheit ausgeschlossen zu sein scheint, auch wenn sie paradoxerweise in Mahnmalen ständig präsent ist. Dieselben Menschen, die Österreich und insbesondere Wien besuchen, haben dieses Gefühl nicht.

Vielleicht liegt hier auch mit ein Grund für die Tatsache vor, dass die Deutschen so viel reisen, zum Beispiel nach Österreich, aber auch in viele andere Länder, bekanntlich sind die Deutschen Reiseweltmeister. Da sie eine Identitäts- und Sinnstiftung in ihrem eigenen Land nicht erfahren und diese vermissen, zieht es sie in andere Länder, in denen die Menschen ein natürliches Verhältnis zu ihrer Geschichte haben. Dort finden sie, was sie insgeheim suchen, sie bekennen sich zu den Traditionen des jeweiligen Landes, das sie bereisen und fühlen sich von ihnen angezogen.

Haben die Deutschen vielleicht deshalb so viele psychische Probleme?, fragte sich Adam. Eine historische Sinn- und Identitätsstiftung wird im eigenen Land nicht gefunden, es findet infolgedessen eine Flucht in viele andere Länder und Welten mit historischen Traditionen statt; letztlich bleiben die Deutschen jedoch heimatlos, eigentlich sind sie nirgendwo so richtig zuhause.

Das gilt auch für die Deutschen, die auswandern. Vielleicht wandern viele von ihnen auch deshalb aus, da sie die Hoffnung aufgegeben haben und es für aussichtslos und utopisch halten, dass sich irgendwann in Deutschland einmal eine solche Identitäts- und Sinnstiftung auf eine natürliche Art und Weise entwickeln könnte. Paradoxerweise führt die Auswanderung jedoch wiederum dazu, dass sich die Aussicht auf eine Besserung der Verhältnisse noch verschlechtert, da die wenigen, die den Missstand erkannt haben und zum Anlass für ein eigenes Engagement nehmen könnten, dann nicht mehr in Deutschland sind. Und wo ein solches Engagement ja naheliegenderweise stattfinden müsste.

Nun lässt sich einwenden, man könne sich als Deutscher ja auch als Europäer oder als Weltbürger fühlen, viele Deutsche tun dies ja auch mitunter ganz bewusst. Dies ist sicherlich in gewisser Hinsicht richtig, denn man ist ja schließlich als Deutscher auch Europäer und Weltbürger, und dies nicht nur, weil man in Zeiten der Globalisierung lebt. Wobei sich hier aber

wiederum Adam fragte, ob bei der verbreiteten Globalisierungstendenz nicht die Gefahr besteht, dass die landesspezifischen identitäts- und sinnstiftenden Traditionen aus dem Blickfeld verloren gehen und sich so etwas wie ein weltweiter American Way of Life durchsetzt, inklusive des allgegenwärtigen Englisch, dem sich die ganze Welt verpflichtet fühlt. Wenn er um die Welt jettet, sehen sich letztlich doch alle Flughäfen, Hotels und Fußgängerzonen sehr ähnlich, da es dort zum Beispiel dieselben Hotel- und Boutiquenketten gibt.

Wie ist es, wenn er nun sagt, er fühle sich nicht in erster Linie als Deutscher, sondern als Europäer oder Weltbürger, und die eigenen landesspezifischen Traditionen sind nicht so wichtig, oder er könne ganz auf sie verzichten? Nun, er muss gleichzeitig nüchtern feststellen, dass sich die Franzosen in erster Linie als Franzosen und die Italiener in erster Linie als Italiener fühlen. Sie fühlen sich im Gegensatz zu den Deutschen also erst in zweiter Linie als Europäer oder Weltbürger. Und er muss ebenso nüchtern feststellen, dass die Menschen anderer Länder durchaus ihre eigenen landesspezifischen Traditionen kennen, achten und pflegen, und sich erst in zweiter Linie als Europäer und Weltbürger fühlen. Was wiederum zu dem voreiligen Schluss führen könnte, dass sich die Deutschen offenbar besonders als Europäer oder Weltbürger fühlen. Fühlen sie sich nun besonders als Europäer oder Weltbürger, weil sie sich wirklich mit europäischen und kosmopolitischen Traditionen identifizieren, oder fühlen sie sich als solche, weil es einen Mangel oder eine Unkenntnis eigener landesspezifischer Traditionen gibt, und sie sich infolgedessen gar nicht mit etwas identifizieren können, was es nicht gibt oder was ihnen unbekannt ist?

Es müsste für die Deutschen doch eigentlich irgendwie frustrierend sein, immer dieses selbstbewusste Auftreten der europäischen Nachbarn und der Bewohner anderer Länder der Welt zu erleben, und immer nur wohlwollend – natürlich auch zurecht, denn die Kulturen anderer Länder sind als solche zu

respektieren – anzuerkennen, aber gleichzeitig bei sich selbst diesen Mangel festzustellen. Die Anderen haben dann eben die landesspezifischen, europäischen und kosmopolitischen Traditionen, die Deutschen haben eben dann nur die europäischen und kosmopolitischen Traditionen. Kann er sich da als Deutscher wirklich glücklich fühlen, wenn er anerkennen muss, dass er aufgrund dieses Umstandes in der Welt als unnatürlich wirkender Sonderling gilt? Damit zusammenhängend gibt es dann auch so eine Art Passivität des teilnahmslosen Bewunderns der Anderen. Die eine oder andere Frage der Anderen nach den eigenen landesspezifischen Traditionen lässt sich vielleicht an der ein oder anderen Stelle noch beantworten, aber mitunter mit einem mulmigen Gefühl, oder sie lässt sich eben nicht beantworten, mangels Existenz oder Kenntnis derselben.

Adam ist versucht, eine mögliche Erklärung für diese Geschichtsferne in dem großen Einfluss der Achtundsechzigerbewegung auf die deutsche Gesellschaft zu sehen. Die Achtundsechzigergeneration hat sich von ihrer Vätergeneration bewusst distanziert, natürlich aus absolut naheliegenden Gründen. Denn wenn es viele Väter gab, die zwischen 1933 und 1945 Schlüsselpositionen und wichtige Ämter in den fünfziger und sechziger Jahren in der neuen Bundesrepublik bekleideten, so war dies natürlich zu kritisieren und zu ändern. Wenn dies aber dazu geführt hat, dass ein gesellschaftliches Klima entstand, das generell unter dem Primat der Distanz zu der Geschichte stand, so schien ihm dies bedenklich. Das Geschichtsbild der Achtundsechziger im Gefolge von Marx war ja von Haus aus dadurch geprägt, dass sich die Arbeiter- und Studentenschaft von der Bourgeoisie des Establishments noch zu befreien habe. Dass hier keine Identifikation mit positiven Seiten der Geschichte mehr stattfinden konnte, wunderte ihn dann nicht. Romantik fällt dann notgedrungen unter Bourgeoisie, selbst Goethe und Schiller. Die Fokussierung der historischen Betrachtung auf die Zeit von 1914 bis 1945, unter deren Einfluss das gesellschaftliche Klima in Deutschland gerade unter dem

Einfluss der Achtundsechziger stand, verhinderte offensichtlich eine positive Identifikation mit möglichen identitäts- und sinnstiftenden Elementen der deutschen Geschichte, die es, wie in anderen europäischen Ländern auch, eigentlich geben sollte, es sei denn, die Deutschen sind per se ein Volk von Teufeln. Er dachte an die Verehrung von Jeanne d'Arc in Frankreich. Niemand würde in Deutschland auf die Idee kommen, Thomas Müntzer so zu verehren wie die Franzosen Jeanne d'Arc verehren. Es gibt keine Helden in der deutschen Geschichte, und wenn, dann werden sie im Stillen verehrt. Eher verehrt er als Deutscher mit den Franzosen Jeanne d'Arc. Wenn diese Tradition bei den Franzosen so bewundert und sogar mit-zelebriert wird, sollten die identitäts- und sinnstiftenden Elemente der Geschichte eines Volkes doch offensichtlich eine positive Funktion haben, die auch irgendwo zu einer gesunden Psyche der Bewohner des betreffenden Landes beiträgt.

Adam sieht wenig ausgewogene Selbstkritik bei den Deutschen, was das Verhältnis zu ihrer eigenen Geschichte angeht. Es gibt diese Selbstkritik bezüglich der negativen Episoden der deutschen Geschichte, hier wird zurecht aufgearbeitet und verarbeitet. Aber reicht dies wirklich allein aus? Hat nicht auch eine positive Selbstkritik bezüglich der positiven Seiten der Geschichte einen Sinn? Vielleicht könnten die positiven Elemente der Geschichte ja in einem Konsens gefunden werden. Wenn man sich über die negative Seite der Geschichte in einem Konsens einig ist, was ja offensichtlich der Fall ist, sollte doch auch eine Konsensfindung der positiven Seiten der Geschichte möglich sein. Wenn nicht, ist es kein Wunder, dass die Deutschen insgesamt nur eine negative Haltung zu ihrer Geschichte einnehmen können. Aber dann ist es auch kein Wunder, dass im gesellschaftlichen Klima die Geschichte nicht richtig existiert und Menschen, die Deutschland aus anderen Ländern besuchen, den Eindruck haben, dass sie sich nur in der Gegenwart befinden. Und wenn die Geschichte dann in Deutschland zu einem Thema gemacht wird – es kann ja nur zu einem Thema

gemacht werden, als notwendig nicht Verinnerlichbares und so von vornherein Gesetztes – dann eben nur in Form der Mahnung an die negativen Seiten der Geschichte. Wodurch dann notwendig wieder Distanz entsteht, aber keinesfalls Verinnerlichung, ganzheitlicher Geschichte, mit negativen und positiven Elementen.

Vor zehn Jahren hatte Adam seine Frau Eva umgebracht, an einem fünfzehnten Februar, es war der Tag nach dem Valentinstag. In der Nacht vor dem vierzehnten Februar hatte er einen Traum. Die Erde war wüst, ihre Städte lagen in Trümmern, allein war er auf der Welt. Er verließ seine Heimatstadt und suchte das Gebirge auf. Er kam in einen Wald, an einem Baum hing ein Apfel. Er war getrieben von Hunger und sein Körper befahl ihm: „Beiße in ihn!“ Da erschien ihm eine Frau, die zu ihm rief: „Es ist vollbracht, die Schlange habe ich über die Welt gebracht.“ Erschrocken rannte er fort und sah auf der Erde eine Schlange, die sich in den Schwanz biss.

Auf der Zugfahrt von Hamburg nach Zürich erinnerte er sich nun wieder an die Ereignisse des vierzehnten und fünfzehnten Februar vor zehn Jahren, die ihm schon unendlich oft durch den Kopf gingen und von denen er eigentlich meinte, sich langsam von ihnen befreit zu haben. In der Woche vor den Geschehnissen las er von jenem wichtigen Valentinstag in der Zeitung, er hörte von ihm im Radio, erfuhr davon durch das Fernsehen und das Internet, ebenso durch Leute, die er kannte und die ihm von diesem besonderen Tag erzählten. Sie fragten Adam, ob er denn schon etwas gekauft habe, eigentlich sollte man doch Blumen kaufen an so einem Tag, es sei eigentlich schon ein recht bekannter Feiertag, in anderen Ländern habe er noch mehr Tradition. Am vierzehnten Februar ist Valentinstag.

Er entschloss sich dann doch dazu, nichts zu kaufen, schon gar keine Blumen, er wollte sich diesem Zwang des Systems nicht unterwerfen, sah nicht ein, den Floristen in ihrer raffinierten Geldgier das Geld in den Rachen zu werfen. Überflüssige Werbung sollte unter Strafe gestellt werden, dachte er sich. Dieser unkalkulierbare Stress, der durch bestimmte Leute, die das große Geld machen wollen, flächendeckend erzeugt wird.

Genauso wie dies bei Halloween der Fall ist, der auch so ein typischer bekannter Feiertag ist. Jenseits des Atlantiks muss das verheißene und gelobte Land liegen. Früher nannte man es Kanaan, heute nur kurz „die USA“ oder „die Staaten“, als ob es gar keine anderen richtigen Staaten gäbe. Am vierzehnten Februar ist Valentinstag.

Es kam dann doch zum Streit. „So, heute ist, inzwischen war“, sagte seine Frau Eva am Abend nur trocken zu ihm, „Valentinstag. Keine Sorge, ich habe nichts erwartet, lass' es gut sein“. Womit der Dialog, der von vornherein kein richtiger war, für seine Frau beendet war. Was sollte er noch sagen? Er dachte sich seinen Teil, sollte er eine Diskussion über die Zwänge des Systems mit ihr führen oder über die Manipulierbarkeit der Menschen, gar sie mit braven Schafen vergleichen? All dies lag ihm fern. Dann fiel ihm ein, dass er sich der Grundsituation, unter deren Einfluss die meisten Menschen standen, ja selber nicht entziehen konnte, er selbst war ja durch Werbung beeinflussbar, wie alle anderen auch. Er erinnerte sich, dass er, als er vor einer Woche durch die Innenstadt ging, an einem Geschäft für Jagdartikel vorbeikam. Dort stand eine Kleinkaliberpistole im Schaufenster, neben einem großen Werbeschild. Er wollte einmal wieder wie in seiner Jugendzeit im Garten auf eine Zielscheibe schießen. Er ging in das Geschäft und kaufte die Pistole. Am vierzehnten Februar ist Valentinstag.

Am Tag nach dem Valentinstag wollte er die Pistole, die er sich neu gekauft hatte, im Garten ausprobieren. Er lud sie, holte die Zielscheibe aus dem Keller und wollte gerade in den Garten gehen. Da kam Eva. Sie schaute sich in der Wohnung um, als ob sie erwarten würde, dass irgendwo Blumen stehen. Die Enttäuschung war ihr im Gesicht geschrieben. „Gestern war Valentinstag, und heute?“, fragte sie Adam. Um sogleich fortzufahren: „Heute, da ist immer noch nichts, ich sehe es. Gut. Lassen wir es dabei. Im nächsten Jahr ist auch noch Valentinstag. Falls es ein nächstes Jahr gibt.“

Adam drückte dreimal ab, aus nächster Nähe, mitten ins Herz. Das Rot erinnerte ihn an die Farbe, die auch in der Werbung dominierte. Er holte die roten Rosen aus einer Tüte und legte sie Eva über die Brust. Dann legte er die Pistole an seinen Kopf und drückte ab. Am vierzehnten Februar ist Valentinstag.

Sein Nachbar Albert hörte die Schüsse, kam in die Wohnung gerannt und rief einen Krankenwagen. Gerade Albert war sein Retter, von dem er immer schon ahnte, dass er was mit Eva hat. Aber Adam hatte ihn nie zur Rede gestellt, vielleicht weil er wusste, dass er selbst gegenüber Eva oft nicht korrekt war. Er gönnte ihr sozusagen heimlich einen Ausgleich und brachte es nie zur Sprache.

Er selbst hatte Albert nicht mehr retten können. Jede gute Nachbarschaft ist irgendwann einmal vorbei. Es passierte an einem Tag vor einem Jahr. Nach der Arbeit zuhause angekommen hielt Adam mit seinem Wagen vor der Garage. In letzter Zeit hörte Albert oft laute Musik, er war fortgeschrittenen Alters und stand auf Volksmusik. Eine Reihenhaussiedlung ist doch nicht so das Wahre, dachte sich Adam, man hängt sich zu sehr auf der Pelle, ein frei stehendes Haus mit großem Abstand zu den Nachbarhäusern fand er nicht schlecht, aber das war für ihn finanziell gesehen eine andere Hausnummer.

Es war Sommer und Albert saß auf der Terrasse in seinem Gartenstuhl. Trotz der lauten Musik – Adam hätte ihn umbringen können, da er einen extrem stressigen Bürotag hinter sich hatte und sich nun in seinem Garten entspannen wollte – überredete er sich widerwillig zu einem „Hallo Albert!“. Wahrscheinlich hatte Albert seinen Gruß nicht gehört. Adam fuhr seinen Wagen in die Garage, schloss die Garagentür und grüßte noch einmal, diesmal jedoch lauter: „Hallo Albert!“. Wieder gab er keine Antwort, irgendetwas stimmt da nicht, dachte sich Adam. Er schaute zu ihm, Albert saß unnatürlich steif auf seinem Stuhl. Adam ging auf ihn zu und ein innerer Automatismus ließ ihn laut seinen Vornamen rufen: „Albert!“.

Jetzt wurde ihm klar, dass Albert tot war. Seine Haut hatte einen unnatürlich wirkenden gelblichen Ton, den er noch nie

gesehen hatte, seine Augen waren halb geöffnet, es sah so aus, als ob sie in die Ferne schweifen. Sein Gesicht, über das langsam eine Fliege lief, machte einen nachdenklichen Eindruck; aber auch wieder nicht. Wir sind ja wirklich nur Körper, dachte sich Adam schlagartig und war tief erschüttert. Wo ist die Sprache, wo ist das Lächeln, wo die Persönlichkeit? Mit einem Schlag war alles weg, für immer. Es war wie eine Konfrontation mit der Wahrheit. Traurig stimmte ihn zu diesem Zeitpunkt nicht sein Tod, sondern diese Wahrheit, die ihm in alle Glieder fuhr. Während einer Sekunde war er wie gelähmt. Als ob er diesem Anblick, der ihn gefangen hielt, entfliehen musste, drehte er sich um. Fast schämte er sich dafür, ihn so lang angeschaut zu haben. Auch dies war ein Grund dafür, dass er aus dieser Situation des versunkenen Schauens heraus musste. Es war fast so, als ob der Tod etwas Ansteckendes sein könnte und diese Krankheit irgendwie von ihm Besitz ergreifen könnte. Er musste auf die Straße rennen. Im Hintergrund lief die Volksmusik weiter. Es war eine absurde Szenerie: Da ist jemand gestorben und sitzt tot im Gartenstuhl und im Radio läuft lustige Volksmusik weiter.

Zufälligerweise standen Nachbarn in einiger Entfernung auf der Straße und unterhielten sich miteinander. Er lief auf sie zu und rief, dass Albert tot ist. Ein Nachbar ging mit ihm zu Albert. Der Nachbar hatte ein Handy dabei und wollte den Notruf wählen, es kam jedoch keine Verbindung zustande. Der Nachbar lief dann in sein Haus und erledigte den Anruf von dort.

Als der Krankenwagen eintraf, führte Adam die Notärzte zu Albert, sie erkannten, dass er schon seit einigen Stunden tot war. Eine Notärztin schlug die Arme über dem Kopf zusammen, als ob sie so etwas trotz ihrer Berufserfahrung noch nie gesehen hat. Wahrscheinlich hatte er einen Herzinfarkt.

Kurz nach dem Krankenwagen kam die Polizei. Ein Polizist stellte Adam ein paar Fragen, die ihn ein wenig verwunderten. Prüfen sie wirklich, ob er was damit zu tun hat? Das müssen sie

wohl, das ist ihr Job. Der Beamte gab ihm jedoch recht schnell glaubhaft den Eindruck, dass es sich hier um einen Routinefall handelt. Die ganze Zeit über lief die Musik im Hintergrund weiter. „Stell’ doch endlich mal jemand diese Musik ab!“, rief ein Polizist. Ein anderer Polizist ging in die Wohnung und schaltete das Radio schließlich aus.

Ein Notarzt legte ein weißes Tuch über Albert. Er sagte Adam, dass bald ein anderes Fahrzeug kommen und Albert mitnehmen würde. Der Krankenwagen und die Polizei verschwanden daraufhin. Schleunigst ging er in sein Haus, es war ihm unheimlich, sich auf der Terrasse oder im Garten aufzuhalten. Durch das Badezimmer sah er, dass das weiße Tuch heruntergerutscht war. Auch saß Albert nicht mehr aufrecht, sondern ist auf die Seite gerutscht, sein Kopf hing zur Seite. Es sah aus, als ob er sich nun selbst mit seinem Tod abgefunden und ihn als endgültig akzeptiert hat. Es dauerte noch eine Stunde, bis er abgeholt wurde. Ist das normal, dachte sich Adam? Jemanden, der einen Toten gefunden hat, noch eine Stunde lang mit ihm allein zu lassen? Wahrscheinlich hatte der ihn interviewende Polizist nicht den Eindruck, dass er psychisch labil sei. Der Polizist hätte wahrscheinlich einen Notfallseelsorger rufen können, man findet ja nicht alle Tage einen Toten. Dann erinnerte sich Adam, dass der Polizist ihn ja auch fragte, ob er Hilfe brauche, was er sogleich verneinte.

Als Albert schließlich weg war, kam Adam die Stille unheimlich vor. Erst jetzt erinnerte er sich an bestimmte Situationen, in denen Albert ihm auf eine menschliche Art und Weise begegnete. Schlagartig fielen ihm sehr positive Erlebnisse ein, bei denen er sehr hilfsbereit und freundlich war. Alles in allem war er trotz der Geschichten mit Eva ein guter Mensch, dachte er sich, wobei er Tränen in den Augen hatte. Er hätte nie gedacht, dass er einmal über seinen Nachbarn Tränen vergießen würde. Aber diese Tränen galten nicht nur Albert, sondern ihm selbst, denn ihm wurde die Endlichkeit seines eigenen Daseins bewusst.

Die Unfallchirurgen hatten Adam an dem besagten fünfzehnten Februar in der Ambulanz retten können. Er wurde für psychisch krank erklärt und für einige Jahre in eine geschlossene psychiatrische Einrichtung seiner Heimatstadt Hamburg eingewiesen.

All dieses Weiß, dachte sich Adam. All dieses Wissen um das Dies und Das und was seinen Körper und seine Psyche wohl gestört hat. Sein Geist, er wusste nicht, soll er nun sein oder soll er nicht, seine Seele, sie fühlte nicht, kommt denn nun etwas oder kommt das Nichts, ob weiß, ob schwarz oder vielmehr nichts? Adam wünschte sich – das richtige Weiß. Und er fragte sich: Wer weiß wohl um das richtige Weiß und das richtige Wissen?

Er bekam starke Psychopharmaka, es gab für ihn keinen Unterschied mehr zwischen Tag und Nacht. Wenn er müde war, schlief er, und wenn er wach war, war er sehr wach, so wach, dass er sich selbst in seiner Grundexistenz fortwährend anzweifelte. Wie konnte er nur seine Frau erschießen? War es überhaupt seine Entscheidung? Welchen Mächten war er ausgeliefert? Wie sieht es grundsätzlich mit seiner Entscheidungsfähigkeit aus? Er nahm kein festes Ich, keine Basis mehr war. Er stand nachts zitternd neben seinem Bett, bis er vor verzweifelter Müdigkeit wieder einschlief. Diese Bilder, die schnell und automatisiert in seinem Kopf auftauchten und ihm wie Bilder der Erlösung erschienen: Er sah seine Hände, nur noch ein kleiner Schritt, ein kleiner Schnitt und er würde sich seine Pulsadern aufschneiden.

Im Nachhinein kamen Adam diese Jahre in der Psychiatrie wie eine lange Auszeit vor, in der er über vieles nachgedacht hat. Auch die offenen Gespräche mit den Psychiatern waren ihm gut in Erinnerung. Nach der Entlassung suchte er einen

Psychotherapeuten auf und die Gespräche wurden gewöhnlicher. Er hatte letztlich ein zwiespältiges Verhältnis zur Psychotherapie bekommen und beendete schließlich selbst die Therapie.

Nun bei der Zugfahrt fiel ihm wieder ein, warum. Der Mensch sieht sich in der Gesellschaft mit einer Vielzahl von Angeboten, Produkten und Bedürfnissen konfrontiert, die zugleich gesellschaftliche Normen darstellen, und er fragt sich, ob er ihnen noch gerecht wird. Die Einsicht, ihnen nicht gerecht zu werden, ist für ein konsumorientiertes Individuum eine schreckliche Erkenntnis. Um diese Erkenntnis – die natürlich eine falsche ist, das Individuum weiß es nur nicht – zu relativieren, sucht es zur Selbstberuhigung jemanden, der ihm aufzeigt, dass die Abweichung von der Norm gar nicht so gravierend ist, und der ihn wieder auf den wahren Weg der richtigen Bedürfnisbefriedigung bringt. Beispiele gibt es so viele, wie es Bedürfnisse gibt: Jemand fühlt sich allein und sucht Freizeitkontakte und einen Partner – die Antwort des Therapeuten lautet: „Es gibt zahlreiche Freizeit- und Partnerbörsen in Zeitungen, Zeitschriften und im Internet, in denen Sie Leute kennenlernen können!“ Dass das Alleinsein für ein Individuum auch einen Sinn haben mag und wichtig für ein ausgeglichenes und erfülltes Leben sein kann, steht hierbei nicht zur Debatte, es passt nicht in diese Konsumwelt, denn es würde Verzicht, letztlich Konsumverzicht, bedeuten. Jemand beklagt, dass er nicht mehr so viel reist – „dann reisen Sie doch, fahren Sie viel weg, im Urlaub gibt es viele Kontakte!“ Jemand konstatiert, dass er in keinem Verein sei – „dann gehen Sie doch in Vereine, dort können Sie viele Menschen kennenlernen!“ Jemand sagt, dass er manchmal in einem Geschäft sei, ein Produkt sehe und nicht so recht weiß, ob er es kaufen solle, auch wenn er es sich leisten könne – „dann kaufen Sie es sich doch und erfüllen Sie sich den Wunsch!“ Jemand stellt fest, dass er oft bei Leuten aneckt – „Sie müssen schon Rücksicht nehmen!“ Manche Therapeuten merken noch nicht einmal, dass sie sich selbst zu Er-

füllungsgehilfen einer Konsumgesellschaft machen. Psychotherapie ist selbst ein Teil dieser Konsumgesellschaft, sie kann wirtschaftlich besser überleben, wenn sie selbst, wie das System auch, immer wieder neue Bedürfnisse künstlich erzeugt, die konsumiert werden sollen. Sie muss selbst dazu aber gar nicht so viel beitragen, da die Gesellschaft selbst ja automatisch die Probleme und Pseudoprobleme der Bedürfniskonsumenten erzeugt. Probleme, die zu einem großen Teil gar nicht existieren würden, wenn es nicht so viele überflüssige Bedürfnisse gäbe. Bedürfnisse können insofern konsumiert werden, da schon in der Kenntnis des Bedürfnisses eine Vorfreude besteht, die konsumiert wird. Jemand meint, dass ein gesellschaftlich etabliertes Bedürfnis für ihn wichtig sei, und sucht sich jemanden, den Psychotherapeuten, der ihm bestätigt, dass es sich um ein wichtiges Bedürfnis handelt. Und derjenige freut sich dann, merkt aber nicht, dass es gar kein wichtiges Bedürfnis ist, was ihn als Individuum wirklich erfüllt, sondern dass es ein durch die gesellschaftlichen Strukturen etabliertes Bedürfnis ist. Würden die Leute heute auf die Idee kommen, sich alle zu piercen oder zu tattooen, wenn dies nicht ein gesellschaftliches Massenphänomen wäre? Ein Therapeut, der selbst gepierct oder tattoot ist, ist hier eine wunderbare Bestätigung. Aber braucht man Piercings und Tattoos wirklich für seine persönliche Erfüllung? Die Menschen meinen immer, die Lösungen ihrer Probleme würden sich schon irgendwo in der Gesellschaft finden. Schaut diese glücklichen Leute an. Warum sind sie so glücklich? – Weil sie dies und jenes haben. Aber *sind* sie auch etwas? Der Mensch ist sein eigenes Projekt. Er *ist* aber nur insofern, wenn er nicht auf das Wert legt, was viele andere *haben*. Wenn er das Haben hochhält, macht er sich gleich. Mit der Änderung der gesellschaftlichen Verhältnisse ändert sich offensichtlich auch der Kanon dessen, was als psychische Krankheit angesehen wird und was nicht. Dies sagt etwas über unsere Gesellschaft aus. Etwas, das alle oder viele Individuen einer Konsumgesellschaft betrifft, wird schon gar nicht mehr als krank

wahrgenommen, nicht mehr als Krankheit eingestuft. Ganz im Gegenteil: Wer nicht so ist, wie die meisten, wer sich dem Konsumdruck entzieht, gilt als Sonderling. Insofern sind wir alle Hysteriker, hysterisiert durch die vielen, angeblich zum Glücklichen notwendigen Produkte und damit verbundenen Bedürfnisse. Und da wir alle Hysteriker sind, bedarf es keiner Erwähnung der Hysterie mehr. Die Psychotherapie und insbesondere die Psychoanalyse erwecken nach wie vor den Anschein, als ob es ein von der Gesellschaft isoliertes Individuum gäbe. In den Fokus der Aufmerksamkeit kommt dann nur das engste Umfeld des Betroffenen: die Mutter, der Vater, die Geschwister, die Familie. Die Gesellschaft ist etwas Kompliziertes, etwas per se nicht Überschaubares.

Nach seinem Aufenthalt in der geschlossenen Psychiatrie konnte Adam unmöglich weiterhin in seinem Reihenhaus wohnen, er suchte sich eine preiswerte Wohnung in der Hamburger Innenstadt. Unrein war seine neue Wohnung und der Umzug stand letztlich doch an. Schweren Herzens verließ er sein ihm altvertrautes Haus. Als er es leer geräumt hatte und zuerst im leeren Haus und dann in der leeren neuen Wohnung stand, dachte er sich, dass leere Häuser und Wohnungen, leere Räume und Zeiten des Umzugs, doch etwas Feierliches und Heiliges an sich haben. In ihnen eröffnet sich die Gelegenheit für ein Zwischenresumee über das eigene Leben: Was verband ihn mit diesem Haus, welchen Abschnitt seines Lebens repräsentiert es? Die eigene innere Leere begegnet nun offen und ehrlich dieser äußeren Leere, und es gibt eine selten anzutreffende Form von Resonanz. Das Denken und Empfinden ist endlich frei und nicht mehr abgelenkt. Wohnungseinrichtungen erschienen ihm als nichts anderes als Ablenkungsmöglichkeiten von dieser inneren Leere, wie andere Ablenkungen auch. Von der inneren Leere, vor der der Mensch sein Leben lang davon läuft. Plötzlich wurde ihm klar, warum er sich so gern in schlichten Hotelzimmern aufhält. Er erinnerte sich nun wieder an seine Reise nach Österreich vor dreißig Jahren und seine Begegnung mit Maria.

Eine Schlichtheit, die überhaupt erst ein angemessenes äußeres Umfeld für eine aufrichtige Selbstkonfrontation und Selbstreflexion bietet. Das Haus war ihm über viele Jahre ans Herz gewachsen, Jahre, die ihm wie eine Ewigkeit vorkamen. Er konnte sich noch an die Zeit erinnern als er mit Eva in das Haus einzog, jenseits aller Probleme, die sich später ergaben: Er kaufte sich für sein Zimmer zwei große Sessel, die er nebeneinander stellte. Auf den einen Sessel setzte er einen riesigen, menschen-

großen Teddy, den er einmal als Kind bei einer Verlosung gewann. Er ließ ihn auf dem Sessel einfach sitzen, dies war nun sein Stammplatz, selbst wenn Gäste kamen. Er selbst saß stets zur rechten Seite des Teddys. Wenn neue Besucher kamen, lernten sie mit der Zeit mit seinem Tick zu leben, sie fanden die Situation in der Regel humorvoll, ihre erste Reaktion war häufig ein anerkennendes Lächeln, eines, das ihm selbst fast schon wieder zu unreflektiert vorkam. Er erinnerte sich an seine Kindheit und an die Umstände, die ihm zu diesem Stofftier verhalfen. Er nahm sein gesamtes Taschengeld und investierte es in Lose, er beschwatzte seine Onkel und Tanten so lange, bis sie ihm noch ein paar Mark mehr gaben. Schließlich bestahl er sogar seine Spielkameraden. Blind vor Geldgier, schon in jungen Jahren – wie später als Manager. Am letzten Tag des Jahrmarktes war es dann schließlich soweit: Er zog das richtige Los. Vielleicht hatten die Besitzer der Losbude aber auch ein Einsehen, da sie sahen, wie viel Geld der Kleine in den letzten Tagen schon in Lose investiert hatte. Seine Tränen am letzten Jahrmarktstag sollten ihnen erspart bleiben, zumal dieses Ding ja nichts wert war, es bestand nur aus billigem Füllmaterial.

Viele Jahre lebte er in einer heilen Welt, bis es geschäftlich bergab ging. Der Gerichtsvollzieher stand damals vor der Tür, von der Hauseinrichtung blieb nicht viel übrig. Eigentlich war er es immer gewohnt, derjenige zu sein, der alles im Griff hat und effektiv managt, er selbst war eigentlich immer derjenige, der über andere zu Gericht saß, nämlich über seine Mitarbeiter.

Aber auch die neue Wohnung in der Hamburger Innenstadt war irgendwann zu groß, zudem wurde sie als Sozialwohnung nicht anerkannt, da sie zu teuer war und nicht mehr den Regelsätzen entsprach. Er musste in ein anderes Viertel der Stadt in eine kleinere Wohnung ziehen, Kellerwohnung ist wohl das falsche Wort, heute heißt es nur beschönigend: Souterrain.

Sein Fall war durchaus wörtlich zu verstehen. Einst war er die Lichtgestalt des Konzerns, doch dann legte er sich mit dem Konzernchef an und aus Licht wurde Dunkelheit. Er erinnerte

sich, wie sie ihn in der Gruppe ans Kreuz schlugen, als die Umsätze nicht mehr stimmten, es war das reinste Martyrium für ihn. Zwei andere Mitarbeiter mussten mit ihm dran glauben. Diese spitzen Bemerkungen der Controller im letzten Meeting gingen ihm durch Mark und Bein. Er wird nie den Namen eines seiner engsten Mitarbeiter vergessen, der bei der Konzernleitung am Tag vor der Besprechung gesungen hat, ihm hatte er dies alles zu verdanken. Nun musste er, ganz unten, für seine Sünden büßen. Er kam sich vor, wie jemand, der tief graben muss, um an sein Innerstes zu kommen. Mit der Zeit wusste er diese Wohnung zu schätzen, besonders in heißen Sommermonaten entspannte ihn diese angenehme Kühle. Sein Fall hatte ihn nicht nur zu einer kritischen Reflexion über die Welt, sondern auch zu einer Selbstreflexion geführt. Er war früher zu autoritätsgläubig, eine neue Entwicklung setzte ein, als er dem Konzernchef das erste Mal widersprach und der Abstieg auf der Karriereleiter einsetzte, die nur am Anfang eine Himmelsleiter war und auf Dauer keine sein konnte. Er war mit sich im Reinen.

Auf der Zugfahrt gab es kurz vor Bremen einen Halt nach einer starken Bremsung. In den Zuglautsprechern erklang eine Stimme, es folgte eine Entschuldigung mit dem Hinweis, dass sich Personen auf dem Gleis befinden. In Wahrheit hatte sich wahrscheinlich wieder jemand vor den Zug geworfen, dachte sich Adam und er fragte sich, wie der Zugführer so eine psychische Belastung aushalten kann. Zugführer müssen geschult sein, aber kann es für solche Situationen überhaupt eine Schulung geben?

Nachdem der Zug eine Zwangspause einlegte und die Feuerwehr, die Polizei und die Krankenwagen wieder wegfuhr, ging die Fahrt in Richtung Bremen nach einer Stunde weiter. Er fragte sich, was das wohl für ein Mensch war, der sich vor den Zug warf, vielleicht so ein ähnlicher wie er selbst. Und ob es für ihn noch eine Rettung gab oder ob es mit seinem Tod endete. Ob dieser Mensch vielleicht einsam war, ob er religiös war und ob überhaupt jemand an seiner Beisetzung teilnehmen wird?

Im weiteren Verlauf der Zugfahrt fuhr der Zug an einem Dorf mit einer alten Kirche vorbei. Adam fragte sich, warum es in Hamburg nicht so viele alte Kirchen gab. Lag es nur daran, dass Hamburg im Krieg bei den Luftangriffen stark zerstört wurde, während das Dorf auf dem Lande unversehrt blieb?

Früher gab es eine Einheit von Wissenschaft und Kunst, dachte er sich bei der Weiterfahrt. Der Künstler brachte das Weltbild der Epoche zum Ausdruck. Bei den Griechen ist diese Einheit von Wissenschaft, Kunst und Philosophie deutlich erkennbar. In der Architektur vergangener Epochen zeigt sich der Bezug zu einem Weltbild, wie es auch am Beispiel der Gotik und des Christentums ersichtlich ist. Heute ist der Bezug der Architektur zu einem Weltbild nicht erkennbar, es dominiert reine Funktionalität.

Gut, dafür gab es auch nicht so viele Touristen in Hamburg wie zum Beispiel im Wien der vielen alten Kirchen. Aber sind die vielen Touristen nicht der lebende Beweis dafür, dass man in einer besonderen Stadt lebt? Es gibt Stadtteile in seiner Stadt, die auf dem Reiseprogramm von Touristen stehen und solche, die dies nicht tun. Für den Stadtteil, wo er herkam, gilt eher letzteres. Dies machte diesen für ihn aber wieder zu etwas Besonderem, wogegen die besonderen Stadtteile wegen ihrer vielen Touristen schon wieder gleichförmig wirken. Sie sind sich aufgrund ihrer ähnlichen Überfüllung in einem wesentlichen Punkt wieder alle recht ähnlich.

Als Vielgereistem in modernen Zeiten fällt es ihm zunehmend schwerer, Kosmopolitismus von Amerikanismus zu unterscheiden. Sollte ihn dies in Zeiten der Globalisierung auch überraschen? Das Hackfleisch schmeckt weltweit recht ähnlich, egal in welchen Kontinent, egal in welche Stadt er jettete. Die Flughäfen sehen sich weltweit sehr ähnlich, überall dieselben Shops, dieselben Produkte, dieselben Marken, dieselben Designerklamotten, dieselben Düfte, dieselben Zigarettenmarken und dieselben Spirituosen. Und dieselben Hotelketten: War er nun in Sydney oder in New York? War ja eigentlich auch egal, das Internet verbindet.

Tut es das wirklich? Ganz im Gegenteil, dachte er sich und ihm fiel sein Sohn Johannes ein, der inzwischen neunundzwanzig Jahre alt war und mit seinem Informatikstudium nicht so recht vorankam. Vor kurzem hatte er Johannes zum Essen eingeladen, bei dem sich sein Sohn über seine Situation offen aussprach. Er hatte nun eine Phase in seinem Leben, wo er durch das Internet geradezu vereinsamt. Mit der Zeit zieht er sich immer mehr zurück. Er schließt die Vorhänge, die Sonne blendet ihn ohnehin nur. Das Internet bestimmt seinen Tagesablauf, es besteht für ihn eigentlich gar kein Unterschied mehr zwischen Tag und Nacht. Der Computer ist immer eingeschaltet, er ist noch nicht einmal im Standby, das Hochfahren dauert ihm zu lang, selbst das Aufwecken aus dem Energiesparmodus.

Würde ihn doch einmal jemand aus seinem Internetdornröschenschlaf wecken und ihn an die Hand nehmen.

Der Tag beginnt für Johannes nach dem Aufwachen, falls man von einem Aufwachen nach einem kurzen Schlaf von nur drei bis vier Stunden überhaupt sprechen kann, wie immer mit dem Check seiner Mails. Der Spamfilter funktioniert in letzter Zeit nicht richtig, er muss vieles von dem elektronischen Müll manuell löschen. Er überfliegt jeden Tag das Übliche, Werbung, Leute aus irgendwelchen Internetforen, er weiß schon gar nicht mehr, wo er sich überall angemeldet hat, auch die Passwörter kriegt er nicht mehr auf die Reihe, ständig muss er sie sich per Mail neu zuschicken lassen oder neu generieren. Es ist einfach zu lang mit dem nächtlichen Chatten, er ist in der Regel nicht richtig wach, als erstes kocht er sich eine Kanne Kaffee für den Vormittag und raucht ein paar Zigaretten. Mittags ruft er den Pizzaservice an, das Frühstück fällt aus.

Wenn die Leute, mit denen er sich im Internet unterhält, wüssten, was er für ein armes Würstchen ist. Vielleicht ist sein Internetleben eine Kompensation für sein armseliges Privatleben. Eigentlich müsste man an der Zahl der Beiträge im Internet doch schon erkennen, dass er gar kein richtiges Privatleben hat, sondern dass sich seine Existenz auf ein Internetdasein beschränkt. Er versteht nicht, dass ihn die Leute noch für voll nehmen, im Internet ist halt alles möglich.

Da er aber kaum noch nach draußen vor die Tür auf die Straße geht, sondern nur noch vor dem Rechner sitzt, werden seine Beiträge, die er im Internet schreibt, im Laufe der Zeit immer unrealistischer. Er muss eine eigene reale Identität, ein eigenes Privat- und Sozialleben heucheln, um überhaupt noch irgendwo anzukommen.

Alle Informationen, die er bezieht, entnimmt er dem Internet. Zeitungsabonnements hatte er schon lange abbestellt, er hatte sich einige Lesezeichen von den Internetseiten bestimmter Zeitungen angelegt, ab und zu überfliegt er sie, um wenigstens ein bisschen informiert zu sein, was da draußen – in der virtuellen

Welt des Internet nennt man es *Real Life* – so alles abläuft und auf der Tagesordnung steht. Diese Informationen verwendet er dann dazu, um sich im Internet als politisch informiert zu geben.

Auch Radio hört er im Internet, Fernsehen sieht er im Internet, alle seine Daten liegen auf irgendwelchen Servern im Internet. Bei den wenigen Malen, bei denen er einen Fuß vor die Tür setzt, um auf der Straße ein wenig Luft zu schnappen, hat er sein internetfähiges Smartphone dabei. Er telefoniert eigentlich fast gar nicht mehr mit dem Handy, das macht er, wenn überhaupt, nur noch von Zuhause vom Rechner aus, über das Internet. Man kann mit dem Ding sowieso nie richtig telefonieren, da es halt ein eigenständiger Computer ist, der wegen des vielen Krimskrams, der auf ihm installiert ist, auch öfter abstürzt, was Telefongespräche fast schon unmöglich macht. Was soll er auch mit wem mündlich besprechen? Das kann er doch auch inzwischen über Facebook, früher hat er halt eine SMS geschrieben, wenn er etwas von jemandem wollte.

Da man im Internet sowieso alles bekommt, wählt man halt den bequemen Weg. Immer nur Input, Input, Input. Und dann dieser kompensatorische Output, Output, Output. Doch irgendwann ist es ihm zu viel geworden. Er kommt bei den Facebook-einträgen nicht mehr nach, kein Wunder, wenn man hundert „Freunde“ hat. Die sind mit den anderen neunundneunzig so beschäftigt, dass für ihn genau ein Hundertstel ihrer Zeit bleibt und in dieser Zeit schreiben sie ihm dann, was für Hundertprozenttypen sie sind.

Auch das Denken hat er verlernt. Er macht sich schon gar keine Gedanken mehr darüber, wie er selbst ein Problem lösen kann, sondern er überlegt sich recht schnell Begriffskombinationen, die er dann in Google eingibt. Die Antwort kommt bestimmt, irgendjemand in der großen weiten Welt des Internet hatte bestimmt schon mal ein ähnliches Problem, wozu sich noch den Kopf zerbrechen?

Im Internet geht es nicht klösterlich zu, dachte sich Adam, als er über den langen Abend im Restaurant mit Johannes nachdachte, wobei er Mitleid mit Johannes hatte, auch wenn dieser zu einem großen Teil selbst für seine Situation verantwortlich war. Wie groß ist der Einfluss der Gesellschaft auf das eigene Leben und wie groß kann der Einfluss des Einzelnen auf sein eigenes Leben im Vergleich dazu sein? Dies erschien Adam wie eine uralte Frage, die etwas von der Henne-Ei-Problematik hat. Die heutige reizüberflutete Jugend hat es nicht einfach. Aber auch er selbst fühlte sich trotz seines fortgeschrittenen Alters als ein Opfer moderner Zeiten. Johannes Existenz und auch seine eigene kam ihm inzwischen vor, als ob sie in einem Kloster leben würden: total vernetzt und dennoch einsam.

Wenn er und sein Sohn doch nur die Muße dazu hätten, sich als Eremiten der Natur nur noch an ihren Lagerfeuern aufzuhalten, denn als Anonymous der Stadt lediglich Maschinen zu befeuern, deren Zeitmaß sie sich unterwarfen, über alle natürlichen Maße. Die Mühlen der Stadt, sie mahlen die groben Steine fein, bis zum Sand. Und es war, als ob er das Ergebnis sah, wenn er an Wochenenden auf ihn am Nordseestrand seelenaufgelöst auf das Meer schaute, an den Wochenenden, die er in seinem Ferienhaus auf Sylt verbrachte. Wie am Ende aller Zeiten und doch wieder am Anfang, schuldig und doch unschuldig, nach Äonen der Verführung.

Wir leben offensichtlich in einer sehr unphilosophischen Zeit, dachte sich Adam. Weil der heutige Mensch einer permanenten Reizüberflutung ausgesetzt ist, durch omniprésente Medien und Werbung. Selbst die Nachrichten durchmischen sich heute schon mit Werbung. Das Bildhafte ist heute angesagt, mit ihm lassen sich am meisten Informationen in kürzester Zeit stichwortartig übermitteln.

Die Reaktion auf diese ganze Entwicklung ist Apathie und Passivität, weil der bloße Medienkonsument natürlich nur passiver sein kann als diejenigen, die so aktiv in den Medien präsent sind. Auch wird in der Werbung ja der aktive Produkt-

konsument präsentiert, da kann man als Werbekonsument und somit nur potenzieller Produktkonsument, notgedrungen im Vergleich dazu nur passiver sein.

Was erregt noch wirklich unsere Aufmerksamkeit? Eine tiefergehende Form von Aufmerksamkeit wäre das Staunen. Wenn wir jedoch nicht mehr wirklich aufmerksam sind, können wir auch nicht mehr staunen. Das Staunen steht beim Philosophieren aber am Anfang.

Irgendwie ist Adam doch immer ein typischer Norddeutscher und kühler Hanseat geblieben. Der Zug traf um sieben Uhr in Bremen mit über einer Stunde Verspätung ein. Auch so eine norddeutsche Stadt, dachte er sich. Was unterscheidet Norddeutsche eigentlich von Süddeutschen, oder Nordländer im Allgemeinen von Südländern, fragte er sich.

Er stand auf, ging in den Restaurantwagen und entschied sich für ein großes Frühstück. Er hätte auch gern eine Zigarette geraucht, aber dies war im Zug ja nicht möglich. Er überlegte sich, ob er in Osnabrück, dem nächsten Halt, schnell auf den Bahnsteig gehen und wenigstens ein paar Züge außerhalb des Zuges nehmen sollte, gab dieses Vorhaben aber wieder auf, da der Zug wahrscheinlich nur zwei Minuten halten würde.

Das Rauchen ist natürlich gesundheitsschädlich, wusste Adam, zumindest für den Körper. Über den Schaden für seine Psyche war er sich nicht sicher. Psychisch abhängig vom Rauchen ist er wohl dann, wenn er sich nur noch mit einer Zigarette entspannt fühlt, auch wenn er durch die äußere Umgebung eigentlich an sich schon entspannt sein sollte. Wenn er statt in einem überfüllten Bahnhof in einer herrlichen Landschaft sitzt und dennoch das Verlangen nach einer Zigarette hat. Gehörte er zu der Art von Rauchern, die eine Zigarette als zusätzlichen Entspannungseffekt ansehen? Der Entspannung wird dabei sozusagen noch einmal die Krone aufgesetzt. Dies lässt sich aber auch durchaus negativ betrachten: Vielleicht ist es für manche Raucher eine schreckliche Erfahrung, in einer solchen Situation ohne Zigarette nicht schon entspannt zu sein, wie es eigentlich normal wäre. Das Rauchen wäre dann eine Reaktion auf die Erkenntnis des Nichtentspanntseinkönnens. Denn wann sollte ein solcher Raucher überhaupt noch entspannt sein, wenn nicht in einer an sich schon entspannten

Atmosphäre? Die folgende Zwangsentspannung durch das Rauchen ist dann die einzige Entspannung, natürlich eine geringere. Denn wenn per se kein Gefühl für den möglichen entspannenden Effekt einer schönen Landschaft da ist oder dieses unbewusst nicht zugelassen wird, kann dieses durch das Rauchen auch nicht entstehen, es wird allenfalls herbeigesehnt. Das Rauchen repräsentiert dann vielleicht noch zumindest den Wunsch, entspannt sein zu wollen. Und der Raucher schaut dabei die Landschaft an und bildet sich ein, dass er nur sie wirklich genießt und erst in zweiter Linie die Zigarette, übersieht dabei aber oder will sogar bewusst oder unbewusst übersehen, dass die Zigarette ursächlich dafür war, dass so etwas wie ein Entspannungsgefühl überhaupt erst aufkam. Manche Raucher, vielleicht sogar viele, versetzen sich absichtlich künstlich in einen Zustand leichter Nervosität, vergessen anschließend oder wollen vergessen, dass sie diesen Zustand selbst absichtlich herbeigeführt haben, meinen oder bilden sich ein zu meinen, dass sie wirklich nervös seien, wissen nicht oder bilden sich ein, nicht so recht zu wissen warum, haben damit zusätzlich einen Grund noch nervöser zu sein, um schließlich eine Rechtfertigung für das Anstecken einer Zigarette zu haben, die ja wiederum dem Zweck dienen soll, die aufgekommene Nervosität zu mildern. Nervosität als Überdeckung der Sucht. Man spürt es förmlich, wie dieser Raucher ganz langsam, erst innerlich und dann äußerlich, leicht nervös wird.

Adam fängt in seinem Abteil an zu hantieren, bis er schließlich die Schachtel Zigaretten und das Feuerzeug in der Hand hält, sich die Zigarette in den Mund steckt und letztlich verbotenerweise im Zug nach dem ersten Zug einen Gesichtsausdruck der Erleichterung macht. Hastig macht er die Zigarette in seinem Kaffeepappbecher, der noch halb gefüllt ist, wieder aus.

Ähnliche Abhängigkeitsbeobachtungen machte Adam bei Genießern von Wein und Bier. Der Unterschied ist wohl, dass man sich im Prinzip zu allen Zeiten, wenn man Lust dazu hat,

eine Zigarette anstecken kann, aber nicht zu allen ein Glas Wein oder Bier trinken kann. Ihn störte dieses Missverhältnis bei der Behandlung von Alkohol und Nikotin in der Gesellschaft. Ein Anlass hier, ein Grund zum Feiern dort, jenseits guter Vorsätze. Der Gründe gibt es genug, der kleine Aperitif vor dem Essen zum Beispiel, oder der Absacker nach dem Essen. Zum Essen selbst dann der tolle Wein, das hat so was von Kultur. Der Genußweintrinker wird noch wahrgenommen, aber der Genußraucher scheint auszusterben.

Gehört es nicht auch zum Wesen der Entspannung, nicht selbst zusätzlich aktiv werden zu müssen, damit sich Entspannung einstellt? Rauchen ist Aktivität, Nichtrauchen nicht: Der Aktivitätsgehalt der Aussage „Nichtraucher rauchen nicht“ und „Raucher rauchen“ ist unterschiedlich zu bewerten; Tun und Unterlassen sind nicht identisch. Die Raucher hätten wohl gern, dass auch Nichtraucher durch ihre „Aktivität Nicht-rauchen“ – die natürlich nur eine scheinbare Aktivität ist – in einer aktiven Position sind, damit sie sich auf einer vergleichbaren Ebene wie die Raucher bewegen. Das ist ein raffinierter argumentativer Trick der Raucher. Rauchen beeinflusst die Umgebung negativ, Nichtrauchen nicht. Hier gibt es natürlich Ausnahmefälle, zum Beispiel wenn sowieso nur Raucher anwesend sind. Statistisch gesehen beeinflussen jedoch in der Mehrzahl der Fälle Raucher ihre Umgebung öfter negativ als Nichtraucher ihr Umfeld negativ beeinträchtigen. Wo sollte auch eine Grenze des Zumutbaren sein? Sollen zehn Nicht-raucher Rücksicht auf das Rauchbedürfnis eines starken Zigarrenrauchers nehmen? Die Eigenaktivitäten derjenigen, die sich nur durch diese Aktivitäten entspannen können, sind zu kritisieren, wenn sie andere Menschen stören, die solche Aktivitäten für ihre Entspannung nicht brauchen. Es mag jemanden, der gerne viel pfeift, glücklich machen, dass er viel pfeift, viele Menschen, die sich das Gepfeife anhören müssen, stört es. Passivität kann aber nicht in dem Sinne als für den Anderen störend bewertet werden. Würde man etwa behaupten, dass

einen das Nichtrauchen eines Nichtrauchers stört? Etwa so wie das Rauchen eines Rauchers?

Raucher sind dazu angehalten, ihre Eigenaktivität Rauchen einzuschränken und anzuerkennen, dass Andere einer solchen Eigenaktivität nicht bedürfen. Wer ins Restaurant geht, geht in erster Linie dorthin, um gut zu essen, und nicht zum Essen und Rauchen. Wer in ein Konzert geht, geht dort wegen der Musik hin und nicht wegen des zusätzlichen Rauchens. Allen möglichen Aktivitäten lässt sich noch zusätzlich das Rauchen aufsetzen, aber muss dies dann von Nichtrauchern als normal akzeptiert werden?

Wollen Raucher nicht vielleicht auch durch ihre Rauchaktivität immer alles im Griff haben und immer Herr der Lage sein? Vielleicht befriedigt sie es, sich selbst zum Urheber der Entspannungssituation zu machen. Das geht ja auch leicht: Man braucht sich nur immer eine anzustecken. Und das hat dann die Ursache der Entspannung zu sein, keinesfalls etwas Anderes, jenseits des Subjekts Liegendes.

Rauchen bedeutet allerdings auch, sich eine Auszeit zu gönnen. Die Pause korreliert mit dem Akt des Rauchens, sie wird eingeläutet durch das Anstecken einer Zigarette. Die Utensilien dieser Raucherpause fangen beim Feuerzeug an, hier kann der Raucher seinem individuellen Geschmack nachgehen, und hören beim Aschenbecher auf. Er kann sich die Zigarette mit großer Flamme mit einem schönen Benzinfeuerzeug anzünden und so schon das Anzünden zu einem Akt für sich machen. Auch das ganze Hantieren mit den Zigaretten und Zigarettenutensilien scheint viele Raucher schon zu befriedigen. Wenn dieses Hantieren aber dann letztlich dazu führt, dass sich derjenige tatsächlich eine Zigarette ansteckt, obwohl er eigentlich gar nicht rauchen wollte, ist dies irgendwo zu hinterfragen. Manche zögern diesen Prozess des Ansteckens und des Hantierens mit den Utensilien auch unendlich lange hinaus, so dass man sich fragt, wann sich derjenige denn nun endlich eine ansteckt.

Manche Menschen reden beim Rauchen auch viel. Man kann beobachten, dass sie mehr reden als wenn sie nicht rauchten. Hier geht das Sich-eine-Pause-gönnen mit einem Aus-sich-Herausgehen-Können-und-Dürfen einher. Die entspannte Situation ist der Freibrief für das freie Reden. Noch dazu, wenn der Gesprächspartner auch raucht und auch viel redet. Hier kommt es zu einer wahrhaften Gesprächsspirale. Auf der anderen Seite gibt es Genussraucher, für die ein wahrhafter Genuss einer Zigarette in einem Gespräch undenkbar wäre. Nur wenn dieser Mensch mit sich allein ist, kommt es für ihn zum wahren Genuss. Wo dies stattfindet, ist meist unerheblich, der Raucher kann seine Umgebung völlig vergessen, sie kann beim Rauchen aber auch Inspiration sein.

Je länger man eine Zigarette raucht, desto rauchschwerer wird das Rauchen. Die Glut nähert sich dem Mund beziehungsweise dem Filter, der Rauch wird schwerer. Am Anfang ist das Rauchen noch luftig, der beste Genuss findet wohl irgendwo in der Mitte einer Zigarette statt. Manche haben auch nichts dagegen, wenn sich die Zigarette nicht sofort anzünden lässt, sie haben dann einen Grund, länger mit dem Feuerzeug zu hantieren. Aus demselben Grund haben sie auch nichts dagegen, wenn die Zigarette zwischendurch einmal ausgeht. Das Wiederanzünden bereitet Freude und wird den Hantierungsbedürfnissen gerecht.

Raucher kommen schnell ins Gespräch, etwa wenn das Feuerzeug vergessen wurde oder nicht funktioniert. Ungesprächige Menschen interpretieren die Frage nach Feuer zuweilen als Anmache. Manchmal handelt es sich auch tatsächlich um eine solche, vor allen Dingen in Lokalitäten, in denen man damit rechnen sollte. Die Frage nach Feuer wird wohl von Männern häufiger gestellt als von Frauen. Aber vielleicht rauchen Männer ja auch grundsätzlich mehr, so dass sich ein Schluss auf die Anmachhäufigkeit hier nicht erlaubt.

Mit Filter oder ohne? Die Einen haben gerne Tabak im Mund, die Anderen nicht. Letztere meinen mitunter, durch den Filter

noch etwas für ihre Gesundheit zu tun. Oder indem sie sogenannte leichte Zigaretten rauchen. Die Ersteren sind oft Puristen, sie nehmen die stärkeren Werte in Kauf. Dann gibt es noch größere Puristen, die den Tabak gern in die Hand nehmen, sie drehen sich ihre Zigaretten selbst. Das Drehen ist dabei ein Akt für sich, als ob sich der Raucher dem Tabak annähert, ihn prüft, an ihm riecht und ihn schließlich für gut befindet. Dies ist auch irgendwo ein Arbeitsakt, der Raucher hat das Gefühl, für sein Rauchen etwas getan und eine Vorarbeit geleistet zu haben. Diese Arbeit wird letztlich durch das Anstecken und minutenlange Rauchen nach minutenlangem Drehen belohnt.

Die psychologischen Subtilitäten des Rauchens sind unerschöpflich. Rauchen ist für Adam eine Lebenshaltung: Er gönnt sich Auszeiten, wann er will. In diesen Zeiten macht er nichts, außer Rauchen. Die Tätigkeit des Rauchens befreit von anderen, mitunter unangenehmen Tätigkeiten. Morgens nach dem Aufstehen die erste Zigarette, mit einem Kaffee. Dies ist für viele Raucher die beste Zigarette des Tages. Dann geht es zur Arbeit. Je nachdem, wie man dorthin gelangt, mit der Bahn oder dem Auto, ergeben sich unterschiedliche Szenarien. Das Warten auf den Zug wird durch eine Zigarette verkürzt, hier kann es dann am Bahngleis zur zweiten Zigarette auch der zweite Kaffee sein. Diese zweite Zigarette wird im Gegensatz zur ersten im Freien genossen, auch der Kaffee. Manche halten auch diese zweite Zigarette für die beste des Tages. Für manche ist es sowieso erst die erste Zigarette, da sie morgens nach dem Aufstehen zuhause nicht rauchen. Hier liegt ein Kriterium für einen Genussraucher vor. Der abhängige Raucher steckt sich morgens nach dem Aufstehen so schnell wie mögliche eine an. Im Auto ergibt sich das Rauchen oft im Stau, es wirkt entspannend: Protest gegen die Umgebung. Schaut, trotz allem Stress im Stau nehme ich mir eine Auszeit. Auch das Anstecken der Zigarette mit dem Zigarettenanzünder des Autos ist irgendwo eine willkommene Abwechslung im Vergleich zum gewöhnlichen Feuerzeug. Auch dieser merkwürdige Gegensatz

aus Fahren und Stehenbleiben, das Stehenbleiben wird durch die Zigarette beziehungsweise ihren Pausensymbolwert repräsentiert. Rauchen im Auto wie Gott in Frankreich in einem französischen Auto mit einer französischen Zigarettenmarke; Laissez faire – Rauchen ist Lebensstil.

Das Rauchen begleitet andere Formen des Genusses. In Wien sind es die Kaffeehäuser, hier passt auch eine Pfeife oder Zigarette, die in einem Auto irgendwie unpassend wirkt. Am Arbeitsplatz wird in der Regel in den Pausen geraucht, wenn im Büro das Rauchen nicht erlaubt ist. Entweder gibt es Raucherräume oder zugewiesene Plätze im Freien. Wenn im Büro geraucht werden darf, geschieht dies natürlich auch oft. Bei den Einen ständig, da gehört das Rauchen wie das Kaffeetrinken zur Arbeit dazu. Bei den Anderen wird geraucht, wenn eine Stresssituation vorliegt, die durch den Entspannungseffekt des Rauchens abgemildert wird oder zumindest abgemildert werden soll. Wieder Andere sind reine Genussraucher, sie genießen wenige Zigaretten am Tag. Die Einen rauchen mehr im Urlaub, die Anderen mehr bei der Arbeit. Jemand, der Genussraucher ist, wird im Urlaub noch mehr Freude am Rauchen haben. Jemand, der während der Arbeitszeit viel raucht, schafft es umgekehrt, im Urlaub nicht oder weniger zu rauchen. Vor der Mittagspause, generell vor Mahlzeiten, rauchen starke Raucher sowieso, da sie wissen, dass das Essen eine gewisse Zeit in Anspruch nimmt und dass sie während dieser Zeit nicht rauchen können. Dies ist auch der Grund, warum nach dem Essen recht schnell wieder geraucht wird. Das Rauchen in Restaurants ist für Genussmenschen, auch Raucher, eigentlich eher unangenehm, da es negativ auf das Essen abfärbt. Der Qualm dominiert die Räumlichkeiten. Dem Vielraucher ist es aber oft egal, so sind Konflikte vorprogrammiert. Es ist schon verwunderlich, mit welcher Selbstverständlichkeit sich manche Raucher bei unpassenden Gelegenheiten eine anstecken. Andererseits ist es auch verwunderlich, wie lange manche Esser essen und so, vielleicht sogar absichtlich, das Rauchen der Vielraucher ver-

hindern. Es gibt Kettenraucher, die drei Schachteln Zigaretten pro Tag rauchen, und es gibt Raucher, oft Genussraucher, die schon Probleme bekommen, wenn sie nur eine Schachtel pro Tag rauchen. Viele inhalierten den Rauch richtig ein, das sind die sogenannten Lungenzüger. Hier ist das Rauchen wie so eine Art Atmen. Sie brauchen dieses leicht stechende Gefühl im Bronchialraum. Genussraucher rauchen weniger auf Lunge, sondern spielen mit dem Rauch im Mund- und Nasenraum, paffen auch zuweilen nur. Manche Vielraucher werden uralt, manche Wenigraucher sterben jung. Manche bekommen auch Lungenkrebs, obwohl sie in ihrem Leben nie eine Zigarette angefasst haben. Immer mehr Jugendliche rauchen, dies ist auch irgendwo ein Zeichen dafür, dass die Werbebotschaften der Zigarettenindustrie trotz aller Verbote immer noch bei den Jugendlichen ankommen.

Welche Zigarettenmarke? Die älteren Raucher wohl die gewohnten Marken, denen sie treu geblieben sind und die bei den jungen Rauchern als altmodisch gelten und über die sie sich zuweilen lustig machen. Wer eine bestimmte Marke raucht, gilt als altmodisch oder weltfern. Wer also bewusst altmodisch wirken will, kann ruhig altmodische Zigaretten rauchen, auch wenn er genauso gut moderne Zigarettenmarken rauchen könnte. Die jungen Raucher bevorzugen Marken, die *in* sind, in der Regel amerikanische Zigarettenmarken oder etablierte amerikanische Marken, die in einem neuen Gewand daherkommen und eine neue Mode anzeigen sollen.

Das Rauchen führt zu Herzproblemen, aber selbst die Raucher, die einen Herzinfarkt hatten, rauchen weiter, vielleicht ein bisschen weniger als vorher. Warum? – Weil sie dieses Lebensgefühl brauchen, diesen Entspannungseffekt, diese Auszeit, dieses Nichts in der Hektik des Alltags. Fehlt dem Leben nicht irgendwo etwas ohne das Rauchen? Das Rauchen muss dem Raucher doch viel bedeuten, wenn er für das Rauchen bereit dazu ist, sein Leben auf's Spiel zu setzen. Wäre nicht jeder Raucher dazu bereit, auf ein Jahr seines Lebens zu verzichten,

wenn er nur weiter rauchen dürfte, und wäre es für ihn nicht unerträglich, sein Leben lang nicht rauchen zu dürfen, wenn es dafür nur ein Jahr länger dauerte?

Wenn Toleranz das oberste Gebot wäre, bedürfte es keines Gesetzgebers, der sich dazu genötigt sieht, Gesetze zu erlassen, die Nichtraucher vor Rauchern schützen. Die Frage, ob Rauchen eine Sucht ist oder nicht, oder was Raucher oder Nichtraucher unter welchen Umständen entspannt, ist dabei sekundär. Der Mensch besteht schließlich auch noch aus Fleisch und Blut, und insbesondere aus Lungen, in denen sich die schädlichen Endprodukte des Rauchens nichtabbaubar ansammeln. Hier entscheidet sich der Gesetzgeber zurecht für die Geltung einer objektiv vorliegenden Realität, die höher als die psychische Bedürfnisrealität bewertet wird. Es kann also durchaus von Vorteil sein, sich einmal nur auf den Körper zu konzentrieren und die Psyche und ihre Bedürfnisse beiseite zulassen. Zumal der Körper die notwendige Voraussetzung für die Existenz einer Psyche ist.

Beim Ausfahren aus dem Osnabrücker Bahnhof fiel Adam plötzlich das Stichwort *Brücke* ein. Was waren die Brücken seines Lebens? Vielleicht die Frauen, mit denen er zusammen war? Er hat sich immer selbst als ein ein Exemplar jenes Männertyps angesehen, zu dem sich das weibliche Geschlecht von Natur aus hingezogen fühlt, aber dennoch hatte er nicht viele Beziehungen in seinem Leben. Sie waren immer von einer gewissen Unruhe geprägt, die wohl darin begründet war, dass er seiner Partnerin immer alles recht machen wollte, was natürlich unmöglich durchgehend gelingen konnte.

Oder waren die Brücken seines Lebens in Wahrheit Metaphern des Weiblichen? Die Religion erschien ihm wie eine verführerische Frau, die die Menschen im Griff hat. Im schriftlich fixierten Ursprung jener Weltreligion mit der größten Zahl der Mitglieder liegt bekanntlich die weibliche Verführung par excellence vor, nämlich diejenige Adams durch Eva. Womit er wieder bei sich selbst ankam. Seine Frau Eva war von ihrem katholischen Glauben von je her überzeugt und anfänglich bestärkte sie ihn in seinem religiösen Konservatismus. Er selbst ließ sich mit fortschreitender Lebenszeit allerdings lieber von einer anderen Frau verführen: der Philosophie.

Beim Einfahren in den Bahnhof Münster fiel ihm spontan der Begriff *Frieden* ein, dies kam wohl durch die naheliegende Assoziation zustande, diese Stadt mit dem westfälischen Frieden zu verbinden. Sein Leben war insgesamt gesehen wirklich unruhig. Wird er bald den Frieden finden, von dem er meint, ihn verdient zu haben?

Eine andere Assoziation zu Münster waren natürlich die vielen Kirchen und der dort dominierende katholische Glaube. Er selbst wurde katholisch erzogen und die Welt des Glaubens galt für ihn in seiner frühen Jugendzeit fast schon als die halbe

Welt und Wahrheit. Der Zweifel an dieser Welt und dieser Wahrheit kam im fortschreitenden Jugendalter, wobei ihn die paradoxe Frage interessierte, ob man atheistisch an Gott glauben könne. Sie lässt sich natürlich insofern mit ja beantworten, wenn das Wort atheistisch nicht im absoluten Sinne verstanden wird, sondern so, dass mit diesem Begriff gerade nicht der Gott der traditionellen Weltreligionen gemeint ist. Diese lassen sich zwar auch heute noch zum Ausgangspunkt einer Orientierung in der Gottesfrage machen, dies muss aber nicht die einzige Möglichkeit sein, zumal der moderne Mensch unter dem Einfluss der Erkenntnisse der Philosophie und der Naturwissenschaften steht. Aber nach wie vor gibt es natürlich auch für einen Wissenschaftler – gerade bei Naturwissenschaftlern ist dies häufig der Fall, wenn nicht gar die Regel – die Möglichkeit strenger Atheist zu sein, wobei dann wiederum der Atheist im absoluten Sinne gemeint ist. Hier stehen eigentlich diejenigen in der Beweispflicht, die einen solchen Atheisten vom Gegenteil überzeugen wollen. Nicht der Atheist steht in der Beweispflicht, die Nichtexistenz Gottes zu demonstrieren, sondern derjenige, der die positive Existenz von etwas behauptet. Der Atheist muss insofern ja noch nicht einmal die Nichtexistenz Gottes behaupten, ebenso wie er nicht die Nichtexistenz eines fliegenden Spaghettimonsters und noch vieler anderer, unendlich vieler, nichtexistenter Dinge behaupten muss.

Aber selbst ein nüchterner Naturwissenschaftler kann durch persönliche Erlebnisse, die ihn an einen Gott denken oder ihn vielleicht sogar fühlen lassen, zu einer Orientierung in der Gottesfrage gelangen. Die Erkenntnisse der Philosophie und der Naturwissenschaften regen ja auch selbst zum Staunen an und das Interessante ist ja gerade, dass sich bei ihnen die Gottesfrage, wenn sie sich denn stellt, auch immer auf neue Weise stellt. Sollte dies nicht der Weg eines modernen und dennoch religiösen Menschen sein, wenn er nicht auf einem Auge blind sein will, fragte sich Adam.

Von daher ist es kein Wunder, dass der vormoderne Mensch stärker durch eine etablierte Religion geprägt war, da die Naturwissenschaften und eine an ihnen orientierte Philosophie noch nicht vorhanden oder noch nicht so entwickelt waren. Die Vorstellung eines Jenseits war für ihn nicht lediglich eine bloße Vorstellung, sondern entsprach durch jahrhundertlang überlieferte heilige Schriften der absoluten Wahrheit und war zugleich eine Trostspenderin für den harten Alltag.

Aber ist es nicht immer leicht, auf ein Jenseits zu verweisen, fragte sich Adam. Der Sieg ist immer auf der Seite des Gläubenden und Hoffenden, nicht auf der Seite des diesseitig verhafteten und wirklich Wissenden, das Wahrfahnte sei ja nicht irdisch, sondern jenseitig, unbeweisbar, nur zu glauben. Aber es existiert. Was lässt sich nicht alles gegen das Leben und den Körper mit einer solchen Haltung rechtfertigen?

Waren die vielen Götter der Griechen nicht ein Zeichen ihrer Achtung vor der Vielfalt der irdischen Natur? Es ging ihnen nicht um die Schöpfung und um einen alleinigen Schöpfer, sondern sie registrierten, dass in der Natur mächtige Kräfte am Werk sind; der Ursprung von Naturforschung und Philosophie. Der Monotheismus, der die Natur zugunsten einer Schöpfung und eines alleinigen Schöpfers ignoriert, erschien Adam als ein anthropozentrisch verklärter Rückschritt. Beim Monotheismus wird Gott zu einem Abstraktum, der nur noch geglaubt, aber nicht wie bei den Griechen in diversen Naturerscheinungen gesehen und gehört werden kann. Und ein Abstraktum, das nicht gesehen und gehört werden kann, aber dennoch existieren soll, lässt sich schwer widerlegen, eigentlich gar nicht, auch nicht durch die Wissenschaft, die sich ja gerade durch die experimentelle Verifikation und das Gesehen- und Gehörtwerden auszeichnet. Es ist so ähnlich wie mit dem Schwertkampf gegen einen Gegner, der eine Tarnkappe trägt. Die schlagenden Argumente können ihr Ziel nicht treffen.

Adam philosophierte weiter: Ist der Mensch nicht ist in erster Linie ein philosophierendes und staunendes und erst in zweiter

Linie ein glaubendes und gläubiges Wesen? Er ist entzückt vom Unbekannten, das vielleicht durch Erkenntnis entdeckt werden kann, zugleich *weiß* er um eine große Einheit der Welt. Es ist ein Wechselspiel von Staunen und Erkennen und es ist ein menschliches Miteinander im Staunen und Erkennen. Nun kommt ein Religionsstifter daher und sagt: Ich habe etwas gesehen, dass Du nicht gesehen hast und Du noch nicht sehen kannst. Glaube mir, was ich gesehen habe, und Du wirst glücklich.

Ein anderer sagt, schau, dort sehe ich etwas, über das ich erstaunt bin und das ich erkennen will, darüber kannst auch Du staunen und auch Du kannst es erkennen. Lass' uns gemeinsam staunen und die Natur entdecken. Ist in ihr nicht das wahrhaft Göttliche? Wer ist nun näher am wahren Gott? Die Glaubenden oder die Wissenden?

Das Schlimme an Religionen schien Adam darin begründet zu sein, dass um ihren Ursprung ein Schleier des Geheimnisses rankt, was ihren Erfolg ausmacht. Die wahren historischen Verhältnisse sind nicht mehr so wichtig, außerdem würden sie dem Gläubigen seinen Glauben nehmen, denn aus dem Glaubenden würde ein wissender, also letztlich areligiöser Mensch.

Unterliegt nicht jeder Glaube einer Gefahr, nämlich der Gefahr, beweisbare Wahrheit zu ignorieren? Vielleicht wird die Wissenschaft den Menschen irgendwann zeigen, dass diese Wahrheit sowohl beweisbar als auch fühlbar ist. Brauchen die Menschen nicht mehr Philosophie und Wissenschaft statt Glauben und Religion? Die Religionen sagen über Gott: Das höchste vollkommenste Wesen, der Grund der gesamten Wirklichkeit und des gesamten Geschehens, das höchste Gut. Sagt nicht der Pantheismus über Gott: Die Identität mit der gesamten Natur, die Einheit der Natur, die Totalität des Universums, die Ganzheit, die Einheit von Materie und Geist, die Implikation des Guten? Hat er nicht die stärkeren Argumente auf seiner Seite, zumal er auch die modernen Naturwissenschaften einbeziehen kann?

Viele Naturwissenschaftler sind zutiefst erfüllt von der Schönheit und Tiefe des Universums und der Naturgesetze. In den traditionellen Religionen geht es meist nur um den Menschen, der mehr oder weniger recht handelt, wobei ein pseudo-persönlicher Gott vorgibt, was rechtes Handeln zu sein hat. Die Naturwissenschaften erscheinen in einem gewissen Sinne komplementär zu den Weltreligionen. In letzteren geht es um jeweils ihren speziellen Gott und die Menschen, in ersteren um die ganze Natur und die Menschen, wobei sich das Verständnis von „ganzer Natur“ ständig erweitert. Die traditionellen Weltreligionen erklären mit ihrem, jeweils ganz speziellen und absolut gesetzten Gottesbegriff ein weiteres Naturforschen für überflüssig, indem sie gar keine spezielle Aussage über die Natur machen, außer dass Gott alles erschaffen habe. Gott hat die Welt und Verhaltensregeln für die Menschen geschaffen. Punktum. Religiöse Fundamentalisten fangen bei Gott an und bleiben bei ihm stehen, Naturwissenschaftler forschen, erkennen und staunen und gelangen erst im Unendlichen zu Gott. Ein religiöser Fundamentalist wird deshalb nie forschen, erkennen und staunen, sondern nur seine alten Formeln ewig wiederkauen. Er wird deshalb auch nie richtig glücklich, weil ihm das Staunen fehlt. Er wird aber auch nie zum wahren Gott gelangen, da er fälschlicherweise meint, schon bei ihm angefangen zu haben.

Die Vielfalt der Natur erscheint Adam auch ohne einen Gott im Sinne eines Schöpfers der Welt erklärbar, auch ohne einen Gott schön. Ja, er wundert sich, dass diese Vielfalt der Formen aus sich heraus entstehen konnte und sieht in ihnen eine Freiheit verwirklicht, nicht eine Abhängigkeit von einem Schöpfergott.

Aber wie wäre es um einen Gott, so er dennoch existiert, selbst bestellt, fragte sich Adam. Wüsste ein solcher Gott um sich, würde er sich selbst erfahren, würde er gar an sich selbst glauben? Denkbar wäre in der Tat, dass er um sich weiß und dass er sich selbst erfährt. Aber wozu müsste er dann noch an

sich glauben? Und wenn die Menschen um das Selbstwissen und die Selbsterfahrung Gottes wissen, warum müssen sie dann noch an ihn glauben? Und wenn Gott sich selbst nicht rational erschließen kann, ist dies nicht ein Mangel? Was für ein Gott wäre dies? Auf jeden Fall kein Allmächtiger, eher ein Philosoph, der um seine eigene Existenz rätselt und sie zugleich erfährt. Also redet Gott nicht, auch nicht zu den Menschen, also hat er auch keine schriftlichen oder mündlichen Quellen für sie hinterlassen, in denen er ihnen ein absolutes Wertesystem präsentiert. Als Wissender redet er nicht. Folglich sollten sich die Menschen an Gott ein Beispiel nehmen: Weniger reden, mehr Schweigen, mehr Staunen, mehr Erfahren.

Adam sieht nicht ein, dass die Begriffe Gott und göttlich von den etablierten Religionen gepachtet sein sollten. Er beansprucht diese hohen Begriffe für sich, er gebraucht sie, denn die Welt ist für ihn wahrhaft göttlich.

Kann der Gläubige durch seinen Glauben ein glückliches Leben erlangen? Allein die Denkmöglichkeit, dass sich der Glaube nicht erfüllt, sollte ihn aufhorchen lassen und zu einem Hinterfragen führen, ob das Leben nicht auch ohne einen Glauben glücklich sein kann. Ob das Leben also notwendig von einem Glauben begleitet sein muss, um glücklich zu sein. Wenn er seinen Glauben für wahr hält, hat er ja keinen Grund, nach Alternativen zu suchen, sondern richtet sein Leben nach einer Jenseitsvorstellung ein. Er glaubt und denkt also ständig an etwas Jenseitiges und ignoriert damit das tatsächliche, diesseitige Leben.

Das Problem ist nicht nur der Gläubige als Gläubiger, sondern der Gläubige als Missionar, also als jemand, der auch andere davon überzeugen will, dass das wahre Leben etwas Jenseitiges ist. Und hier droht eine Gefahr. Das Problem ist nicht der einzelne Gläubige. Mag er mit seinem Glauben glücklich sein. Das Problem ist die Religion als gesellschaftliches Machtphänomen. Diese Macht wird zum Beispiel auf Kinder

ausgeübt. Kann die Lebenslust auf das diesseitige Leben hier nicht frühzeitig verloren gehen?

Vielleicht ist es ja sogar gut für die Menschen, wenn die Wissenschaft endgültig beweist, dass es kein Leben nach dem Tode gibt. Manche Menschen möchten *endgültig* sterben *wollen*. Macht die Endlichkeit des Lebens das Leben nicht erst wirklich schön und existenziell, fragte sich Adam. Verachten Menschen, die ewig weiterleben wollen, nicht das einmalige individuelle körperliche Leben? Die Menschen werden durch die Religion von ihrem wirklichen Leben abgelenkt und auf ein Jenseits vertröstet. Die so religiös erzogenen Menschen leben eigentlich für ein Phantom. Sie verwirren ihr diesseitiges Leben und verachten es letztlich, sie erkennen dies nur nicht und behaupten das verkehrte Gegenteil, indem sie ständig von dem Jenseits als dem wahren, noch kommenden und wirklichen Leben sprechen, statt ihr jetziges und einziges Leben tatsächlich zu leben. Das Versprechen vom Jenseits wird jedoch nie erfüllt.

Möglicherweise und vielleicht auch glücklicherweise hat die Natur es so eingerichtet, dass die Menschen endgültig sterben und nach ihrem Tode nichts mehr kommt. Zeigt die Wissenschaftsgeschichte nicht, dass das Unbekannte oft durch ganz irdische und eben nicht göttliche Dinge erklärt werden kann? Dennoch gibt es immer noch gottgläubige Menschen, die sich das Spekulieren nicht nehmen lassen und die den Hintergedanken haben, dass sich hinter den Dingen vielleicht doch noch Gott verbergen könnte. Doch hinterher, wenn die Wissenschaftler das Unbekannte auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt haben, behaupten sie, dass damit ja immer noch nicht Gott erklärt sei. Auf dem Thron sitzen sie eigentlich immer, zunächst auf dem der Spekulation und dann auf dem der Beserwisserei.

Ist es nicht auch falsch, zu meinen, dass Wissenschaftler notwendig gottgläubig oder religiös werden müssten, wenn auch sie mystische Erfahrungen machen, fragte sich Adam. Haben gläubige oder religiöse Menschen in puncto mystischer

Erfahrung Wissenschaftlern per se etwas voraus? Natürlich gibt es auch ganz persönliche mystische Erfahrungen, aber müssen sie zwangsläufig die Erkenntnisse der Wissenschaften in Frage stellen oder gar über den Haufen werfen? Sie könnten ja auch in Einklang mit ihnen stehen und durchaus auch das Gefühl einer großen Einheit vermitteln. Und wenn auch ein Wissenschaftler hier an Gott denkt, sollte ihm dies nicht genommen werden.

Können die Menschen nicht leicht an die falschen Erleuchteten und Meister geraten? Vielleicht waren alle Religionsstifter zunächst erleuchtete Meister und hinterher wurde etwas anderes aus ihnen gemacht. Selbst heute könnte ein schlauer Mensch aus einem erleuchteten Meister einen neuen Religionsstifter machen und diese Religion für seine eigenen Zwecke instrumentalisieren.

Adam glaubt zudem nicht daran, dass man sich als moderner aufgeklärter Mensch – und die Aufklärung ist ein Produkt westlicher europäischer Philosophie, und nicht eines östlicher Weisheit – mit einem religiösen Weltbild zufriedengeben kann, und sei es ein fernöstliches buddhistisches oder konfuzianistisches. Ein Mensch, der durch die Schule der Physik und Philosophie gegangen ist, kann unmöglich ein spiritualistisches oder religiöses Weltbild kritiklos übernehmen. In differenzierterer Form kann man auch bei westlichen Denkern wie Schopenhauer, Nietzsche oder Cioran nachlesen, was vermeintlich genuin östliche Weisheit ist. Die östlichen Meister bringen es in kurzen und prägnanten Sätzen auf den Punkt, dies ist ihre Stärke. Aber auch ihre Schwäche: Es ist eben alles viel differenzierter. Wenn alles viel einfacher wäre, hätten die Philosophen dünne statt dicke Bücher geschrieben.

Adam widerspricht der verbreiteten Auffassung, dass es eine Arbeitsteilung zwischen Wissenschaft und Religion gibt oder geben sollte, und dass es Grenzen gibt, bei denen die Religion noch etwas sagen könne, jedoch nicht mehr die Wissenschaft. Man halte sich den überheblichen Anspruch der Religion hier

vor Augen und den zu bescheidenen der Wissenschaft. Sicherlich spiegeln die verschiedenen Religionsformen auch kulturelle Vielfalt wieder. Und kulturelle Vielfalt ist auf den ersten Blick erhaltenswert. Die Religionen bieten den Menschen tatsächlich Formen, die er in seinem alltäglichen Leben zu seiner Orientierung sinnvoll nutzen kann. Es gibt jedoch hier einen Widerspruch zwischen dem Anspruch auf kulturelle Vielfalt und dem Anspruch der Religionen selbst, zumindest der meisten von ihnen. Letztere behaupten nämlich, dass nur sie im Besitz der Wahrheit über den wahren Gott sind, und dass nur der Gott ihrer eigenen Religion der einzige und wahre Gott sei.

Den meisten Religionen ist die Annahme gemein, dass es ein höchstes Wesen gibt, nämlich Gott. Nun angenommen, dieser Gott existiert wirklich, in welcher Form auch immer. Auch wenn er für die Menschen heute nicht wirklich in seiner Gänze schaubar und erkennbar ist, so sollte doch eine zukünftige Wissenschaft, vielleicht eine zukünftige physikalische Theorie, etwas über dieses höchste Wesen, das irgendwie mit diesem physikalischen Universum zusammenhängt, wenn es nicht gar selbst dieses ist, aussagen können. Und hier gelangen die Menschen zwangsläufig an einen Punkt, bei dem die Wissenschaft ein gehöriges Wort mitzusprechen hat. Religionen im klassischen Sinne können den Menschen hier allein keine ausreichende Auskunft mehr geben. Und was wäre dies auch dann überhaupt noch für eine Religion, die die Aussagen der Wissenschaft über den dann wahren Gott ignoriert und links liegen lässt?

Vorausgesetzt, Gott existiert wirklich, so wird die Physik die Menschen darüber aufklären, was er wirklich ist. Wenn Gott jedoch nicht existiert, sind die Menschen völlig auf ihre eigene Existenz zurückgeworfen. Hat Nietzsche mit seinem Satz „Gott ist tot“ nicht auch darauf aufmerksam machen wollen? Hat nicht auch Nietzsche mit dem Gedanken der ewigen Wiederkehr vor Augen geführt, dass die Menschen ihre individuelle Existenz anerkennen, achten und vollständig bejahen sollten?

Nach Nietzsche müssen die Menschen dann sogar dazu bereit sein, ihr einmaliges individuelles Leben unendlich oft auf haargenau dieselbe Art und Weise immer wieder und wieder zu leben.

Müssen die modernen Wissenschaften und insbesondere die moderne Physik heute nicht in die Rede über Gott mit einbezogen werden, fragte sich Adam. Und muss man nicht auch an die Aussagen der Physiker selbst denken: Einstein sagte von sich selbst, dass er Pantheist sei und an den Gott Spinozas glaube. Ein anderer Physiker, Boltzmann, sagte über die Maxwell'schen Gleichungen: „War es ein Gott, der diese Zeichen schrieb?“ Selbst wenn Gott, ganz unphysikalisch, als Schöpfer des Universums angesehen wird, kommt man nicht umhin, die Gleichungen der theoretischen Physik auch auf diesen Schöpfergott zu beziehen. Denn diese Gesetzmäßigkeiten sorgen dafür, dass es in diesem Universum eine Stabilität physikalischer Strukturen gibt. Diese Stabilität sorgt aber auch dafür, dass wiederum komplexere Strukturen, bis hin zur DNA, stabil sein können. Natürlich ist man versucht, hier an eine vollendete Form von Kunst, vielleicht wäre sie Gotteskunst zu nennen, zu denken, und man wäre dazu verleitet, zu meinen, dass das Universum wie ein großes Kunstwerk erscheint. Aber gäbe es dann hier nicht eine Zweiteilung von Künstler und Kunstwerk, von Schaffendem und Geschaffenem? Wäre es nicht schöner, wenn es eine Einheit wäre, wenn also Künstler und Kunstwerk zusammenfielen?

Es wäre ein Szenario in der Zukunft denkbar, bei dem die Physik an ihr Ende gelangt. Gott würde dann in einem letzten Akt der Physik als höchste erkennbare Struktur des Universums erkannt und erfasst, und zwar im materiellen *und* geistigen Sinne. Vielleicht würden die Physiker dann feststellen, dass das Universum als materielle und geistige Struktur auf allen Ebenen holistisch Informationen austauscht und tatsächlich alles mit allem verbunden wäre. Sie würden Prinzipien verstehen, wie dieser Informationsaustausch stattfindet und würden

so auch zu einem neuen Verständnis von Geist gelangen. Physik und Metaphysik würden schließlich fließend ineinander übergehen. Die Einheit der Wissenschaft würde mit der Feststellung der Einheit des Universums Hand in Hand gehen. Das Universum (Gott?) würde seine eigene Einheit in diesem letzten Akt verwirklichen.

Vielleicht leben wir tatsächlich in der Leibnizschen Welt der besten aller möglichen Welten, auch wenn uns dies aus menschlicher Perspektive natürlich nicht so erscheint. Vielleicht ist Gott tatsächlich von Trauer erfüllt, wenn er an die ihm innewohnenden negativen Folgen denkt, die Freiheit mit sich bringt. Eine Freiheit, die er sich selbst gegeben hat, damit es solche Dinge wie etwa die Liebe gibt. Und vielleicht musste er sich entscheiden, ob er auf Freiheit gänzlich verzichten soll oder ob er sie unter Inkaufnahme von Gefahren zulassen will. Aber was wäre dies auch für eine Sicherheit, in der keine Freiheit möglich ist? Konnte Gott sich überhaupt anders entscheiden?

Wissenschaftler haben eine Motivation, Wissenschaft zu treiben. Diese Motivation liegt in allen möglichen, auch durch die Lebenswelt bestimmten Bereichen. Die Wissenschaft wurde nicht nur deshalb vorangebracht, weil es in ihr so schön streng zugeht. Der Gedanke an Gott könnte – in welcher Form auch immer – auch für einen Wissenschaftler eine zusätzliche Inspiration sein. Die Gotteshypothese, so hypothetisch sie auch sein mag, könnte dazu motivieren, das Ganze des Universums, das möglicherweise auch ein göttliches Ganzes ist, im Auge zu behalten. Wenn Wissenschaftler dieses mögliche göttliche Ganze von vornherein für unmöglich halten, werden sie wahrscheinlich auch nicht in entsprechende Richtungen forschen, sondern davon ausgehen, dass es im Universum letztlich im wesentlichen voneinander separierte und separierbare Entitäten gibt. Die meisten großen Physiker waren jedoch tatsächlich von einem holistischen Erkenntnisinteresse bestimmt. Auch aus physikalischer Sicht ist die Welt ja eine Ganzheit, die sich unserem Erkenntnisvermögen beharrlich entzieht. Wenn die Quanten-

mechanik auf das gesamte Universum angewendet wird, ergibt sich das Problem, für das gesamte Universum Wellenfunktionen oder Zustandsvektoren aufzustellen und zu berechnen. Dies führt uns unmittelbar zu der Frage, wo die Physiker mit ihren Theorien eigentlich stehen und wie begrenzt sie sind. Selbst wenn wir vermuten, dass es ein göttliches Ganzes gibt, ist die wissenschaftliche Annäherung an dieses Ganze jedoch schwierig, wenn nicht von vornherein zum Scheitern verurteilt, da es sich ja um ein metaphysisches und nicht physikalisches Problem handelt. Man kommt daher überhaupt nicht darum herum, auch hier Hypothesen aufzustellen. In der Wissenschaft selbst hätte es keinen Fortschritt gegeben, wenn das Aufstellen gewagter Hypothesen nicht erlaubt gewesen wäre oder von vornherein für überflüssig gehalten worden wäre. Man stelle sich vor, ein paar mächtige Physiker des neunzehnten Jahrhunderts hätten durchgesetzt, dass über die Existenz eines Äthers nicht diskutiert werden darf, weil es den Äther nun einmal nicht gibt oder nicht zu geben hat. Hier hätte die Lebenswelt mächtiger Physiker Einfluss auf die physikalische Forschung selbst gehabt. Diese Physiker hätten letztlich verhindert, dass es eine kontroverse wissenschaftliche Diskussion über den Äther gegeben hätte, die wissenschaftsgeschichtlich schließlich experimentell mit dem Michelson-Morley-Experiment und theoretisch mit der speziellen Relativitätstheorie Einsteins zu seiner Verwerfung führte. Könnte es sich nicht ebenso als gefährlich herausstellen, das Aufstellen von Hypothesen über Gott für überflüssig zu erklären? Menschen, die bereit dazu sind, die Gotteshypothese zu verwerfen, könnten ja auch prinzipiell dazu bereit sein, unsinnig erscheinende, aber durchaus für die weitere wissenschaftliche Entwicklung fruchtbare physikalische Hypothesen zu verwerfen.

Aber vielleicht sollte man doch nicht zu oft das Wort Gott in den Mund nehmen, dachte Adam, gerade Physiker nicht. Wenn die Physiker jedoch diesen Begriff an der ein oder anderen Stelle einmal benutzen würden, würde dies vielleicht langfristig

dazu führen, dass man ihn nicht immer nur aus dem Mund der Vertreter etablierter Religionen oder religiöser Fundamentalisten hören würde. So verschieden die Physiker sind, sie sind so verschieden wie andere Menschen auch, so einheitlich im Gegensatz zu den sich widersprechenden Religionen ist doch ihr Weltbild. Hat den Menschen die Physik dann nicht auch mehr zu sagen? Braucht ein Mensch, der sich mit Physik und Philosophie beschäftigt, überhaupt noch eine Religion? Alle Diskussionen über Gott lassen sich auch auf philosophischer Ebene führen, und dies werden sie ja letztlich auch. Dennoch wird man Gründe dafür finden, warum eine Religion für alle Menschen, so es überhaupt noch eine gibt, gerade in der Physik und Philosophie verankert sein sollte.

Das Projekt der klassischen Aufklärung ist offensichtlich gescheitert. Die Erfahrung der letzten zweihundert Jahre hat gezeigt, dass mächtigen religiösen Fundamentalismen kein Einhalt geboten wurde. Milliarden von Menschen auf diesem Planeten stehen unter dem Einfluss dieser Fundamentalismen. Vielleicht bedarf es einer neuen Aufklärung, die religiöse Aspekte stärker einbezieht. Vielleicht auch durch den Zwischenschritt einer neuen Religion, die von Physikern und Philosophen in verantwortungsvoller Weise erschaffen wird. Eine wahre Religion kann nur eine solche sein, die den Ergebnissen der modernen Physik philosophisch aufgeklärt gegenübersteht und ihnen Rechnung trägt. Eine solche Religion könnte den Glauben an Gott als Ganzheit aus universeller Intelligenz und Liebe widerspiegeln. In einem wahrhaften menschlichen Miteinander könnten die Menschen in einer Einheit aus Religion, Physik und Philosophie in der Ganzheit des Universums vielleicht einmal friedfertig und erfüllt zusammen leben. Kant hat die metaphysisch bedingten Grenzen klassischer Religion aufgezeigt. Über eine mögliche zukünftige Religion, die sich an der modernen Physik orientiert, hat er noch nichts ausgesagt. Kant klingt nicht unreligiös, wenn er schreibt: "Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung

und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“ Dies ist für Adam die faszinierendste Stelle bei Kant. Zur Verteidigung des Glaubens lässt sich anführen: In jedem Glauben steckt ein bisschen Hoffnung, und sei sie auch noch so winzig. Aller nüchternen Wissenschaft zum Trotz steckt im Glauben die Hoffnung, dass Gott tatsächlich existiert. Wenn man dies positiv auffasst, heißt dies eigentlich nur, dass es vielleicht den großen Zusammenhang wirklich gibt und die Dinge der Welt nicht einfach zusammenhanglos nebeneinander existieren. Aller Kritik an der Religion zum Trotz steckt im Glauben also etwas Positives, das sich durch Wissenschaft nicht klein reden lässt. Einfach, weil die Wissenschaft noch nicht so weit ist, und wenn sie so weit ist, wird keine Wissenschaft als Wissenschaft mehr erforderlich sein, da sie schließlich zu einem vollendeten Wissen geworden ist. Es bedarf aber dann auch keines Glaubens mehr, an seine Stelle würde die absolute, wissenschaftlich beweisbare Gottesgewissheit treten. Der Glaube bezieht sich somit auch auf einen fernen Punkt der Zukunft, über den die Wissenschaft noch gar nichts aussagen kann. Der Mensch hat offensichtlich das Bedürfnis, sich selbst in einem großen Zusammenhang zu sehen. Auch die Philosophie kann dieses Bedürfnis und somit den Glauben als solchen nicht relativieren. Hier ist nicht an einen speziellen Glauben einer speziellen Religion zu denken, sondern an den Glauben in seiner Essenz, den alle Religionen gemeinsam haben. Auf diesen Glauben sollten sich die Weltreligionen gemeinsam berufen, statt sich gegenseitig anzufeinden.

Um halb neun fuhr der Zug mit einer Stunde Verspätung während des morgendlichen Berufsverkehrs in Dortmund ein. Hier musste Adam an seine Arbeit denken, was wohl durch eine Gedankenverbindung zwischen dem durch den Bergbau und die Stahlindustrie geprägten Ruhrgebiet und harter Arbeit zustande kam. Er selbst hatte auch zeitlebens hart gearbeitet, wohl zu viel. Beim Einfahren in den Bahnhof sah ihm ein Mann, der am Gleis stand, tief in die Augen. Er fragte sich, ob dies wegen des reichhaltigen Frühstückstisches ein neidvoller Blick war oder ob er nur sein Gesicht interessant fand. Er wusste es nicht. Manche Dinge wird er wohl nie erfahren, insbesondere nicht, wie und was welche Menschen, denen er im Leben begegnet ist, wirklich über ihn gedacht haben, ob privat oder im Beruf. Welcher Arbeit dieser Mann auf dem Bahnhof wohl nachging, fragte er sich.

Es ist in der Gesellschaft Usus, einen Menschen durch seine Arbeit und seinen Beruf zu definieren. Diese Definitionshoheit überträgt der Einzelne oft unbewusst auf sich und legt sich auf diese Art und Weise eine falsch verstandene Pflicht auf, der er sich letztlich unterwirft: Aus einer externen Definition wird eine interne Selbstidentifikation. Dass dies auch schädlich sein kann, zeigt sich spätestens dann, wenn der Mensch arbeitslos wird. Das Fundament seiner Identifikation wird ihm unter den Füßen weggezogen und ist plötzlich fort.

Wenn Adam einen Menschen kennenlernt, fragt auch er ihn recht schnell, was er denn so mache, und meint damit eigentlich seinen Beruf, auch wenn er dies nicht explizit mit seiner Frage ausspricht. Wenn der Gefragte dann antwortet, dass er im Moment arbeitslos ist, weiß er nicht so recht, wie er das Gespräch fortsetzen soll. Um sich aus dieser für alle Gesprächsteilnehmer unangenehmen Lage zu befreien, fragt er ihn dann,

was er denn früher für einen Beruf hatte. Keinesfalls fragt er ihn, was er denn generell für Interessen hat, denn dies gilt als zu persönlich. Die erste Frage gilt also dem Beruf, erst spätere Fragen gelten den Interessen, wenn sie denn überhaupt gestellt werden. Eigentlich sollte es doch umgekehrt sein. Anhand der Interessen könnte man beurteilen, womit sich der Mensch identifiziert. Die Interessen und der Beruf müssen aber nicht notwendig Hand in Hand gehen, es ist eher selten, dass es hier zu einer Deckungsgleichheit kommt. Die sogenannte Freizeit soll nun wohl der Bereich sein, in dem der Mensch die Gelegenheit hat, diese Differenzen zwischen dem Beruf und den Interessen zu einem Ausgleich zu bringen. Aber wenn Adam dann hört, dass jemand in seiner Freizeit dieses und jenes tut, ist er dazu geneigt, dieses Tun im Verhältnis zu seinem Beruf nur als eine Nebensache anzusehen, so interessant diese auch sein mag.

Die Gesellschaft wird sich hinsichtlich Arbeit und Beruf sowieso bald verändern, die Veränderungsprozesse sind ja bereits im vollen Gange, dachte er sich. Durch das Internet und das notwendige Arbeitsgerät Computer ist es meist egal, wo sich der Arbeitende befindet. Es läuft alles darauf hinaus, dass es um Informationsverarbeitung geht. Auch in der Produktion geht es ja bereits hauptsächlich darum, ein Schlosser an einer modernen computergesteuerten Drehmaschine baut nichts mehr mit eigenen Händen, stattdessen stellt er Informationen für eine Maschine zusammen, die dann das gewünschte Produkt erzeugt. Irgendwo geht hier natürlich auch die Identifikation mit dem Produkt verloren, die es früher im Handwerk noch gab. Da ist es kein Wunder, dass die Freizeit auch irgendwo ein Ort des traditionell Handwerklichen ist, in der der Mensch wieder die gewohnten manuellen Herstellungsweisen sucht.

Den wenigsten Menschen nimmt Adam ihre Identifikation mit ihrem Beruf ab. Ein Mensch kann gar nicht so speziell ausgelegt sein, dass er sich wirklich voll und ganz, bis in seine gesamte Persönlichkeit mit einem Beruf identifizieren kann.

Irgendwo ist ein Mensch ein universelles Wesen, auch wenn er ganz spezielle Fähigkeiten hat. Natürlich gehört es zu seiner Pflicht, seine ganz speziellen Fähigkeiten zu fördern, Fähigkeiten, die er in die Wiege gelegt bekommen hat oder die er sich interessehalber selbst erarbeitet hat. Es gehört allerdings auch zu seiner Pflicht, auch seine anderen Fähigkeiten zu pflegen. Was nützt Fachbildung ohne Allgemeinbildung? Hat der Mensch nicht außer der Pflicht zu arbeiten, auch noch die Pflicht ein Künstler und ein Philosoph zu sein, fragte sich Adam.

Was ist eigentlich der Zusammenhang zwischen Arbeit und Kunst, fragte sich Adam. In der Stadt, in der er sich mit dem Zug gerade befand, gab es einen Vorfall bei einer Kunstausstellung in einem Museum. Eine Putzfrau hatte an einem Kunstwerk geputzt. In einigen Fällen kann dies erlaubt sein, man denke etwa an eine Skulptur aus Marmor, in anderen Fällen kann es das Kunstwerk zerstören. Was bewegt eine Reinigungskraft dazu, an einem Kunstwerk tätig zu werden? Entweder gibt es eine Direktive seitens der Museumsleitung, die das Putzen an bestimmten Kunstwerken in Ausnahmefällen erlaubt, oder es gibt eine Anweisung, dies bei allen oder zumindest bestimmten Kunstwerken zu unterlassen. Wann ist das Putzen an Kunstwerken in Museumsräumen, so Reinigungskräfte vorhanden sind, die die Direktiven der Museumsleitung nicht kennen, nicht verstanden haben oder sich nicht für sie interessieren, am wahrscheinlichsten? Naheliegenderweise in dem Fall, wenn Kunstwerke dreckig aussehen, sonst bräuchten sie ja nicht geputzt zu werden, wenn sie denn in Ausnahmefällen geputzt werden dürfen. Wann sehen Kunstwerke dreckig aus? Offenbar, wenn sie tatsächlich dreckig sind, oder wenn der Dreck ein immanenter Bestandteil des Kunstwerkes ist, sozusagen gewollter Dreck seitens des Künstlers. Es gibt solche Kunstwerke und es gab andere Fälle, bei denen genau solche Kunstwerke geputzt wurden, wobei das Putzen der Zerstörung des Kunstwerkes gleichkam. Nicht auszudenken war

der Ärger auf Seiten der Leihgeber des Kunstwerkes und besonders der Aussteller, die das Kunstwerk als Leihgabe in die Obhut ihres Museumsbetriebes nahmen und deren Ruf nun ebenfalls, wie das Kunstwerk selbst, zerstört war. Hätten sie nicht klare Direktiven an den Reinigungsdienst geben müssen? Hat das Reinigungsunternehmen die Anweisungen des Museums nicht richtig an die Reinigungskräfte weitergegeben? Liegt hier nicht eine mangelnde Organisation vor? Kann man einem solchen Museum überhaupt noch etwas leihen? Muss in Museumsräumen überhaupt geputzt werden?

Zu allen Zeiten und besonders in modernen Zeiten wurde nach Kriterien dafür gesucht, was Kunst ist. Eine moderne Haltung ist die, dass alles Kunst sei. Dies meinten sogar manche Künstler, auch solche, deren Kunstwerke durch Putzen zerstört wurden. Der Kunstmarkt sagt: Es ist nicht alles Kunst, es gibt wertvolle Kunst und es gibt weniger wertvolle Kunst oder gar wertlose Kunst. Man kann letztere zwar immer noch Kunst nennen, aber welche Bedeutung sollte sie auf dem Kunstmarkt haben? Der Kunstmarkt, der die Kunstwerke von Künstlern vermarktet, die alles für Kunst halten, interessiert sich offenbar nicht für die Aussagen vieler Künstler, die er vermarktet.

Vielleicht gibt es eine Lösung aus dem ganzen Dilemma, dachte sich Adam: Kunst ist das, was sich in irgendeiner Weise vom Alltag absetzt, ein Werk, das auffällt und nicht für einen Alltagsgegenstand, wie zum Beispiel Dreck, gehalten wird. Der alltäglichste Gegenstand, den man sich vorstellen kann, ist offenbar Dreck. Was sollte es Alltäglicheres geben? Also muss man feststellen, dass sich Kunstwerke, die Dreck enthalten, nicht, zumindest nicht vollständig, von Alltagsgegenständen abheben. Die Putzfrau hat aus ihrem Alltagsverständnis heraus Teile des Kunstwerkes für Dreck gehalten. Waren sie das nicht auch? War es nicht die Intention des Künstlers, echten Dreck zu einem Bestandteil seines Kunstwerkes zu machen? Oder war es ihm wichtig, dass es sich um artifiziellen Dreck handelt? Ist uns das Alltagsverständnis von Menschen nicht wichtig? Ist uns ein

artifizielles Umdrehen von Alltagsgegenständen seitens einer allwissenden Kunst wichtiger?

So sehr die moderne Kunst Alltagsgegenstände in ihrer Bedeutung herausstellen will, das Gegenteil erreicht sie, sie hat sich von der Alltagswelt des einfachen Kunstkonsumenten entfernt. Für wen wird Kunst gemacht? Für alltagsferne Menschen, vielleicht für betuchte Konsumenten internationaler Kunstmärkte, denen einmal wieder die Bedeutung von Alltagsgegenständen wie Dreck nähergebracht werden muss? Auf der anderen Seite könnte man aber auch behaupten, dass das Kunstwerk durch das Putzen und seine partielle Zerstörung erst zu seiner wahren Vollendung gekommen ist. Die Intention einen Alltagsgegenstand zu exponieren, hat ihr Ziel in der Alltagswelt selbst erreicht. Was kann ein Künstler mehr erlangen als die absolute Akzeptanz seines Kunstwerks in der Alltagswelt? Vielleicht sollten Museumsräume permanent gefilmt werden. Der Akt des Putzens könnte dann im Nachhinein zum Kunstwerk selbst zählen. In Kunstwerken könnten sich potenziell zu vollendende Handlungen verbergen, die von Seiten des Kunstkonsumenten vollzogen werden müssten. Offenbar gibt es die Möglichkeit einer Kollision zwischen der Kunst- und der Alltagswelt, ihre mögliche Überschneidung, im positiven, aber auch im negativen Sinne. Sie kann gewollt sein, bei Projekten von Künstlern, die ihre Kunst unter die Leute, gerade auch unter die einfachen Leute auf der Straße, bringen wollen. Sie kann aber auch unbeabsichtigt sein, wie im vorliegenden Fall der Putzfrau, die eine Installation des Künstlers unwiederbringlich zerstörte. Natürlich kann und muss man von der Zerstörung eines Kunstwerkes sprechen. Aber muss man nicht auch noch von einer weiteren Zerstörung sprechen? Und zwar von derjenigen eines Freiraums in einer Alltagswelt, in diesem Falle des Freiraums der Alltagswelt der Putzfrau. Zwar ist der Ort des Geschehens ein offizieller, einer für die Kunst reservierter, aber dieser Ort ist nicht Kunstort an sich, sondern auch noch Alltagsort. Ist die Zerstörung eines Kunstwerkes oder eines Teiles eines Kunst-

werkes nicht dort wahrscheinlicher, wo das Kunstwerk Platz in Alltagsräumen beansprucht, noch dazu in Räumen, die von Seiten der Kunst, der Künstler, Kunstorganisatoren und Kunstvermarkter noch nicht einmal als solche erkannt werden? Es ist, wie wenn jemand einen Zaun errichtet und die Welt innerhalb des Zauns zur ganzen Welt erklärt, und die Welt jenseits des Zaunes, die eigentlich kontinuierlich in seine Innenwelt übergeht, ignoriert.

Nur die positiven Momente der Kunst zeigen uns nicht wirklich, was Kunst ist, allenfalls zeigen sie uns die Vielfalt der Kunst und das weite Spektrum ihrer Möglichkeiten. Gerade die Momente, in denen die Welt der Kunst mit der Welt des Alltags kollidiert, zeigen uns, was Kunst ist und was Alltag ist. Die Vorfälle zeigen zudem, dass Formen von Kunst, die für solche Geschehnisse anfällig sind, nicht richtig beim sogenannten einfachen Volk ankommen. Aus einem einfachen Grund: Es hat offenbar andere Sorgen als die abstrakte Botschaft einer modernen Installation zu dechiffrieren. Ein weiterer Grund für diese ärgerlichen Vorkommnisse für die etablierte Kunstwelt wäre natürlich auch die mangelnde Bildung über Kunst, eine fehlende Allgemeinbildung, eine unzureichende Verankerung der Kunst und vor allen Dingen der modernen Kunst in ihr. Es wäre somit nötig, den Stellenwert moderner Kunst im Gefüge der Kultur herauszuarbeiten, wobei mit Kultur nicht nur Artefakte im Sinne der Kunst, sondern gerade auch mögliches Wissen, das durch Kunst repräsentiert sein könnte, gemeint ist.

Es gibt offenbar einen Teil des Alltags, der sich auch durch die Kunst nicht beeinflussen lässt und der für sich bestehen bleibt. Dieser Teil gehört zur Alltagswelt, zum Alltagsraum der Arbeit, im konkreten Fall zur Arbeit einer Putzfrau. Die Teile des Alltags, die durch Kunst beeinflussbar sind, sind offenbar nur solche der Freizeit oder des Luxus. Ein Künstler sucht eine Fußgängerzone am Samstag vormittag auf und versucht Kunst, in welcher Form auch immer, ob professionell oder schaustellerrisch, unter die Leute zu bringen. Es handelt sich hier also um

eine ziemlich behütete Form des Alltags, will sagen: Der Künstler erreicht gar nicht *den* Alltag des Alltagsmenschen, der etwa durch Arbeit geprägt ist. Adam hat noch keinen Künstler gesehen, der Menschen bei ihrer Arbeit besucht, hier gibt es enorme praktische Probleme, wie das Verständnis des Arbeitgebers.

Das Bild, das der Künstler von Kunst an sich hat, ist doch in der Regel ein so Positives, dass er irgendwo befangen ist und über Kunst nicht richtig reflektieren kann. Die wirkliche Rezeption von Kunst findet offenbar nicht in der hektischen Alltagswelt, sondern in einer von der Alltagswelt abgeschotteten und behüteten Kunstinterpretationswelt statt, einer Welt der Muße, in der ein besonnener Zuschauer zum wahren Verständnis eines Kunstwerkes gelangt. Das Problem ist, dass wir diese Räume der Muße, auf die eigentlich jeder ein Recht haben sollte, nicht jedem zur Verfügung stellen wollen oder können, oder dass wir die einfachen Menschen nicht erreichen, um sie darauf aufmerksam zu machen, dass es solche Räume der Muße überhaupt gibt. Vielleicht sind auch die nichtkünstlerischen Medien ein Hemmschuh dabei, die Massenmedien, die nun einmal den größten Draht zu den meisten einfachen Gemütern haben.

Der Künstler muss daran erinnert werden, dass sich seine Kunst in einem nichtkünstlerischen Kontext bewegt. Er kann nicht verhindern, dass sein Werk verändert wird und in einen neuen, eventuell ganz anderen Kontext gestellt wird. Es kann auch sein, dass sein Werk dann gar nicht mehr Kunstwerk ist, sondern etwas anderes. Zum Beispiel könnte bei einem Krieg ein großes Bild mit einem dicken Rahmen als Trage für Verletzte fungieren. Das ursprüngliche Kunstwerk würde in diesem Kontext unter Umständen sogar noch einen größeren Sinn erfüllen als in seinem ursprünglich rein künstlerischen. Es könnte Leben retten.

Vielleicht sollte man darüber nachdenken, ob es nicht sinnvoll ist, dass ein Künstler, soweit dies möglich ist, die „richti-

ge“ oder zumindest alle möglichen sinnvollen Rezeptionen seines Werkes veröffentlicht, im Sinne seiner Erhaltung, letztlich im Sinne der Erhaltung der Kultur. Das Kunstwerk selbst lässt sich unter Umständen nicht erhalten, wohl aber die Information über das Werk, einschließlich seiner Rezeptions- und Interpretationsmöglichkeiten. Eine Gesellschaft, in der Kunst nur von Eliten verstanden werden kann, bleibt als Elitegesellschaft elitär.

Ein ähnlich katastrophaler Fall der Kollision zwischen der Kunst- und der Alltagswelt könnte auch bei der Kunstform Musik vorliegen. In einem Museum gebe es ein Konzert, die Musik hört sich an einer bestimmten Stelle an als ob Wind durch eine Fensterspalte pfeift. Eine Putzfrau hört in einem Nebenraum die Musik, die für sie aber nur ein Geräusch ist. Sie denkt sich, dass da nebenan jemand vergessen hat, das Fenster zu schließen und es windig ist. Sie öffnet die Tür, die Tür macht beim Öffnen einen lauten Knall – das Konzert ist zerstört, es befand sich gerade an einer ganz entscheidenden Stelle. Musiker sind aus aller Welt extra für die Premiere angereist. Es hat alles sehr viel Geld gekostet, das zu organisieren. Auch eine Liveaufnahme wurde gemacht. Die Putzfrau hatte vergessen, dass die Schicht heute ausfällt. Das Schöne an der Musik als Kunstform ist nun, dass das Konzert prinzipiell wiederholt werden kann. Die Musiker könnten sich mit Humor sagen, gut, machen wir es noch mal, von Anfang an. Natürlich wären sie vielleicht verärgert, aber warum nicht noch mal anfangen? Beim Fall der Putzfrau im Museum ist der Künstler gar nicht anwesend, er ist schon lange verstorben. Das Kunstwerk ist etwas Starres, etwas, das sich nicht wiederholen lässt. Es beansprucht für sich Raum für alle Ewigkeit.

Angenommen, es gebe auf einem hypothetischen Planeten sehr sehr viele Künstler, die sehr sehr viel Kunst machen, sehr viele Bilder malen, sehr viele Skulpturen erschaffen, sehr viele Installationen kreieren. Es wäre irgendwann keine Ausstellungsfläche mehr vorhanden, es würde eine Konkurrenz geben,

wer wann wo etwas hinstellen darf. Was tun? Das Recht Kunst zu produzieren, müsste eingeschränkt werden, vielleicht müssten sogar Kunstwerke zerstört werden, wenn Künstler mit Gewalt versuchten ihre Objekte irgendwo aufzustellen. Das Aufstellen von Kunstwerken würde Ressourcen benötigen und es würde zu einem Konflikt mit anderen Bedürfnissen kommen, vielleicht grundlegenden Bedürfnissen, die befriedigt werden müssen. Flächen könnten ja auch als Austragungsorte für Sportveranstaltungen benötigt werden, oder für Krankenhäuser. In einem konkreten Fall müsste entschieden werden, ob an einem bestimmten Ort ein Krankenhaus gebaut werden darf, das gebaut werden muss, da es zu wenig Krankenhäuser gibt. Man wäre dann in einer Situation, dass es keinesfalls so ist, dass ein Künstler für alle Ewigkeit für seine Kunstwerke Raum beanspruchen darf. Es wäre eine Gesellschaft der Zukunft denkbar, die sich, vielleicht notgedrungen, darauf verständigt, dass Kunst etwas ist, was auf materiellen Datenträgern zu speichern ist, aber keinesfalls realen Raum für sich beanspruchen darf.

Eine weitere interessante Frage hinsichtlich der Kunst und insbesondere mit Blick auf das Verhältnis von Kunst und Natur, ist die, ob man sich in der Natur – oder besser gesagt: in der mittlerweile berührten Natur, unberührte Natur gibt es ja nicht mehr – den Anblick eines Kunstwerkes, das Naturraum für sich beansprucht, aufnötigen lassen muss. Das Objekt strahlt aus, negativ formuliert, vergewaltigt es einige tausend Quadratmeter seiner Umgebung, es transformiert Natur- in Kunstraum. Man muss Kunst nicht immer positiv sehen, vielleicht tun das Künstler, aber sie sollten ihre eigene Haltung nicht verallgemeinern. Viele Kunst kommt Adam in diesem Sinne wie eine Form von Nötigung vor. Neuerdings gibt es Kunstwerke an Wanderwegen. Schön und gut, es ist eigentlich eine originelle Idee. Der Wanderer kann an bestimmten Stellen des Weges innehalten und wird mit einem Kunstwerk konfrontiert. Muss man das mögen? Wenn Adam wandern geht, will er vor allem eines: Entspannung in der Natur, er will mit Objekten

der Natur konfrontiert werden, und nicht mit artifiziellen Objekten, die ihn an die Welt erinnern, der er gerade zu entfliehen sucht. Zwar ist seine Alltagswelt nicht von Kunst geprägt, aber die Tatsache, dass er mit einem von Menschen geschaffenen Objekt konfrontiert wird, erinnert ihn gerade an seine Alltagswelt, von der er sich in der Natur erholen wollte. Der Freiraum, den er ganz bewusst gesucht hat, wird ihm durch die Kunst genommen, das Naturerlebnis wird getrübt. Natürlich kann er einen inneren Schalter betätigen, der da sagt, gut, nun gehe weiter, das war jetzt ein Kunstwerk, jetzt kommt wieder Natur. Aber er will keinen Schalter. Er kann das Kunstwerk für sich genommen interessant und vielleicht sogar schön finden, aber ihm wird der Kontext, in den er sich absichtlich und ganz bewusst hinein bewegt hat, kaputt gemacht. Die Frage, wie viele Menschen einfach nur Natur wollen und wie viele Menschen eine Kombination von Natur und Kunst wollen, wird in der Gesellschaft erst gar nicht gestellt. Es wird einfach angenommen, dass Kunst per se interessant ist, auch in der Natur, vielleicht gerade in der Natur. Auch dies mag sein, Kunst kann gerade in der Natur interessant sein, aber dies ist nicht das, was Adam in der Natur sucht oder was er in ihr will. Wenn er das will, muss er offenbar woanders hin, zum Beispiel in entlegene Regionen Finnlands, wo es nicht so viele Kultur- und Kunstorganisatoren gibt. Die Grundannahme, dass Kunst etwas ist, dass grundsätzlich überall einfach so hingestellt werden kann, ist infrage zu stellen. Es kann durchaus sein, dass er sich in seiner Wahrnehmung vergewaltigt fühlt, wenn er in einem Wald ein Kunstwerk sieht. Ist nicht die Grundannahme der selbstverständlichen Präferenz des Menschen für die Kunst eine sehr anthropozentrische, die den Menschen mit seiner Kunst in den Mittelpunkt des Geschehens setzt? Adam will in der Natur aber Natur und nicht menschliche Kultur. Wenn er letztere wollte, könnte er gleich in der Stadt bleiben. Er kann sich der Kultur nicht entziehen, obwohl er sich ihr entziehen will, er wird durch Kunstverehrer im wahrsten Sinne des Wortes ver-

folgt. Es ist nicht lediglich ein politisches Thema, es ist auch ein Thema der augenblicklichen Verfasstheit der Menschen hinsichtlich des Wertes von Natur und Kunst und insbesondere hinsichtlich des Verhältnisses der Werte von Natur und Kunst. Und da ist es offenbar so, dass das Aufstellen von Kunstwerken in der Natur nicht besonders hinterfragt wird. Die gute Absicht, die ja durchaus eine gute ist, einen „besonderen Ort“ zu schaffen, steht am Anfang. Und sie wird umgesetzt und gute Absichten werden gewöhnlich nicht mehr hinterfragt. Die Kunst hat nicht nur eine vielbeklagte Alltagsferne, sondern auch manchmal eine zu große Alltagsnähe. Im konkreten Fall kollidierte der Kunstraum des Kunstobjektes mit dem Alltagsraum der Putzfrau, wobei auf die Existenz des Alltagsraumes der Putzfrau, bei aller Liebe für die Kunst, nüchtern hingewiesen werden muss. Die Alltagsferne der Kunst liegt also darin begründet, dass sie nicht registriert, dass ihre Räume sich mit Alltagsräumen so stark überschneiden können, dass eine Gefahr für das Kunstwerk selbst gegeben ist. Alltagsferne schlägt plötzlich in Alltagsnähe um. Die Abstraktheit der modernen bildenden Kunst hat sich in einem konkreten Fall in der Realität niedergeschlagen. Kunstwerke können so abstrakt wirken, dass sie von der Realität nicht mehr zu unterscheiden sind.

Was ist die Bedeutung der Kunst im Gesamtgefüge dieser ganzheitlichen Welt? Was ist Kunst wirklich? Ist sie nicht auch eine Rebellion gegen die Naturgesetze, eine Rebellion gegen eine geordnete Welt, eine Ordnung, die Naturwissenschaftler fasziniert und die für die Bewegung der Sterne am Himmel sorgt? Das gestaltende Subjekt setzt sich darüber hinweg, es will sich dieser Ordnung entziehen, es schafft etwas, das es noch nicht gab. Die Naturgesetze sollen nicht das letzte Wort haben. Merkwürdigerweise findet Kunst dennoch im Rahmen der Natur statt. Aber was ist dann Kunst unter dieser Prämisse wirklich? Wogegen man sich wehren kann, ist die Höherbewertung des physisch-realen Raumes, den das Kunstobjekt für sich

beansprucht, im Vergleich zu dem physisch-realen Alltagsraum der Putzfrau.

Oft erzeugt moderne Kunst Unbehagen bei Adam, manche Kunstwerke, gerade der modernen bildenden Kunst, erscheinen ihm suspekt und elitär zugleich. Er muss etwas entschlüsseln, dechiffrieren, als Intellektueller mit Muße am Wochenende hat er vielleicht noch die Zeit dazu. Aber eine Putzfrau in ihrem hektischen Berufsalltag? Offensichtlich ist es heute eine Hauptmotivation der Kunst, vor allem der bildenden Kunst, etwas herzustellen, das gerade nicht jedem gefällt. Das erinnert Adam irgendwie an eine Zwangshandlung. Gibt es einen unendlichen Fundus von Möglichkeiten, Dinge zu produzieren, die den meisten Menschen wahrscheinlich nicht gefallen? Die Ästhetisierung des Ekelhaften?

Auch die Kunst kann über Ergebnisse der Hirnforschung nicht hinweg sehen, wenn Menschen etwas als schön empfinden, materialistisch gesprochen: bestimmte Hirnregionen affiziert sind. Und wenn bestimmte Bedingungen für diese Vorgänge erfüllt sein müssen, zum Beispiel das Vorliegen gewisser Symmetrien. Dies wäre ein Anrennen der Kunst gegen die natürliche Verfasstheit des Menschen, letztlich gegen die Symmetrien in der Natur.

Vielleicht ist es ein Hauptanliegen der Kunst, gerade Formen herzustellen, die nicht in der Natur vorhanden sind. Aber was wäre dies für eine durch eine Negation verankerte Definition von Kunst? Wenn Artefakte zu Kunstwerken erhoben werden, unter der Prämisse, dass sich Kunstwerke in erster Linie von natürlichen Objekten absetzen haben, stellt sich die Frage, welche Bedeutung und welchen Stellenwert die Natur für die Künstler und die Gesellschaft, die der Kunst einen öffentlichen Raum gibt, hat.

Könnte es nicht sein, dass heute viele Künstler, vor allem der bildenden Kunst, Werke schaffen, die zuviel Verstand von Seiten des Betrachters erfordern? Und ist dies der Grund dafür, warum diese Kunst bei einfachen Gemütern nicht ankommt?

Wenn Adam ein Kunstwerk betrachtet, versucht er gerade seinen Verstand abzuschalten, er will es unvoreingenommen auf sich wirken lassen. Er hasst es, in Museen und auf Ausstellungen Begleittexte zu lesen. Entweder hatte der Künstler eine bestimmte Absicht, er kennt sozusagen den Code, er wollte etwas darstellen, das dechiffrierbar ist und es existiert auch eine eindeutige Interpretation. Oder der Künstler hatte eine vage Absicht, die er nur sehr weiträumig ausdrücken konnte, vielleicht entdeckt er in seinem eigenen Werk viele Interpretationsmöglichkeiten. Oder, und dies ist ein sehr interessanter Fall, der Künstler hatte gar keine konkrete Absicht, eine mögliche Absicht kristallisiert sich im Spiel der Interpretationen heraus. Vielleicht wird er schweigen und damit andeuten, dass sehr viel in seinem Werk steckt und sich insgeheim ins Fäustchen lachen. Wie sagt man doch so schön: „Was da alles drinsteckt!“. Es wirkt ansteckend auf den Künstler selbst. Ein interaktiver, ein dynamischer Prozess, nur: Warum wird dabei so wenig geredet, so wenig philosophiert? Weil Worte das Wahre nicht erfassen können? Oder weil der Künstler absichtlich um sein Werk herumheimlichen will? Oder weil der Kunstkonsument um seine vermeintlichen Kunstkenntnisse und seine Interpretationsfähigkeiten herumheimlichen will? Die aufzuwendende Zeit für die Dechiffrierung eines Kunstwerkes ist im Prinzip unendlich groß, da das Kunstwerk unendlich groß ist, es steckt halt so viel drin. Dieses „was da alles drinsteckt“ wird aber nicht explizit vom Künstler ausgesprochen, sondern diese Bürde nimmt ihm der Konsument ab, übrigens ein sehr gewünschter Konsument seitens des Künstlers. Wie war das noch: Diese Stille bei Vernissagen, diese gekünstelte Ehrfurcht, bei der er am liebsten in seinem Sekt- oder Champagnerglas – je nach Örtlichkeit – versinken würde.

Der erste Eindruck eines Kunstwerks ist für ihn nach wie vor der wichtigste. Wenn man zu ehrgeizig ist, kommt man aus dem Dechiffrierungsprozess, der von vornherein kein richtiger sein kann, nicht mehr heraus. Und am Schluss wird man aus-

rufen, wenn man sich seine eigene Unfähigkeit nicht eingestehen will, da man pathologisch darauf beharrt, dass der große Künstler ja eine tiefe, fast unergründliche Botschaft im Werk hinterlassen haben muss: „Was da alles drinsteckt!“ – Ein Erlösungsschrei. Das erlösende Durchatmen beginnt aber so richtig erst dann, wenn er eine Vernissage oder ein Museum wieder verlassen hat und die grünen Bäume und den blauen Himmel sieht, Dinge, die er nicht dechiffrieren oder interpretieren muss.

Einmal saß er mit zwei Bekannten in einem Cafe. Er unterhielt sich angeregt mit ihnen und war gerade in einer interessanten Diskussion, da ertönte eine Frauenstimme: „Wenn Ihr jetzt bitte einmal alle ruhig sein würdet, die Ausstellung wird eröffnet!“. Er war also in einem Cafe in eine Ausstellung hineingeplatzt, „hineinplatzen“ kann man aber nicht wirklich sagen, mag sein, dass am Eingang des Cafes ein Plakat mit einem Hinweis hing, aber dieser fiel Adam und seinen Bekannten nicht auf, da sie zu einer bestimmten Zeit verabredet waren und sofort in das Cafe gingen. Ein Cafe ist nicht ein Cafe. Zwar hingen in dem Cafe immer verschiedene Bilder, aber daran hatte er und seine Bekannten sich gewöhnt. Nun hatten sie eine halbe Stunde lang den Mund zu halten, sie schwiegen sich an, schauten sich ratlos in die Augen, und waren dazu verurteilt, den interessanten Ausführungen der Laudatorin, besser gesagt dem affektierten Gequatsche einer Möchtegernkunstkennerin, zuzuhören. Verlassen konnten sie das Cafe auch nicht, da alle Tische besetzt waren und es so eng war, dass sie gar nicht hätten herausgehen können.

Was passierte hier? Offenbar ebenfalls eine Kollision zwischen einem Kunst- und Alltagsraum, der Kunstraum einer Ausstellung kollidierte mit dem Alltagsraum von Kaffeehausbesuchern, die in ein Cafe gingen, weil sie halt einen Cafe trinken und sich dabei angeregt unterhalten wollten, wie man das in Kaffeehäusern halt so tut.

Die angeregte Unterhaltung wurde sehr abrupt unterbrochen. Diese Tatsache hatte Adam die Lust genommen, sich die

Werke der Ausstellung noch genauer anzuschauen. Dieses gewaltsame Entreißen aus der Alltagswelt konnte nicht harmonisch in einen Kunstgenuss übergehen. Da Ausstellungen in diesem Cafe inzwischen offensichtlich die Regel sind und es als Cafe dafür dauerhaft reserviert zu sein scheint, wird er es nicht mehr besuchen. Er könnte sich mit Bekannten ja auch nicht unterhalten, allenfalls nach Ausstellungseröffnungen, und wie es sich dann in einer Atmosphäre von Kunstwertschätzern gehört, allenfalls über Kunst und insbesondere die Werke der Ausstellung. Das Cafe ist ihm unwiederbringlich als Alltagsraum genommen worden und zu einem Kunstraum mutiert. Das mag die Kunstfreunde freuen, aber nicht die Kaffeehausbesucher, die eben in ein Cafe und nicht in eine Ausstellung oder ein Museum gehen wollen.

Und alle standen um das Kunstwerk und staunten. Weil sie keine Zeit zum Nachdenken hatten. Der Künstler wollte das Nachdenken, nun gibt es nur das Staunen. Das reicht ihm. Hätte er die Botschaft gleich mitgegeben, gäbe es weder das Staunen noch das Nachdenken. Nun wusste er, warum viele Künstler so viel um ihr Werk und ihre Werke herumgeheimnissen. Genauso wie Romanschriftsteller, die absichtlich nichts von ihrem eigenen Leben preisgeben. Die Leser würden sagen: Ach, das ist ja im wesentlichen nur eine Geschichte, und nicht viele.

Bei Naturschönheiten gibt es einen wichtigen Unterschied zu Kunstwerken. In ihnen ist keine Botschaft absichtlich verschlüsselt. Das macht den Genuss von Naturschönheiten so entspannend. Wie sagte Nietzsche, der sich gern in den Schweizer Bergen aufhielt: „Wir sind so gern in der freien Natur, weil diese keine Meinung über uns hat.“ Wenn stets nur die Vielfalt und Unentschlüsselbarkeit der Kunst betont, immer nur das Vielschichtige und Undeutbare in Kunstwerken geschaffen wird, auf dass die Werke stets nur unverstehbar erscheinen, ist dies nicht nur für das kunstbetrachtende Individuum, das einen Zugang zu einem konkreten Kunstwerk sucht, ein Hindernis,

sondern auch für den über Kunst Philosophierenden, der sich aus einem ehrlichen Erkenntnisinteresse heraus die Frage nach dem Wesen der Kunst stellt. Selbst der Nichtkünstler kann stets das Vieldeutige und Undurchschaubare schaffen. Und dies ist es, was ihm manche Kunst suspekt macht. Dass er den Künstler nicht mehr vom Nichtkünstler unterscheiden kann, das Kunstwerk nicht mehr vom Nichtkunstwerk, dass es diese Unterschiede nicht mehr gibt und sie auch gar nicht mehr gewollt werden. Wenn der Philosoph die Erkenntnis will, braucht er die Differenz. Wenn ihm die Differenz genommen wird, wird ihm die Erkenntnis genommen.

Wer hat ein Interesse daran, dass Kunst undefinierbar bleibt? Gibt es einen Begriff, der sich durch unendlich viele Beschreibungen konstituiert? Macht das gerade das Wesen der Kunst aus? Er sieht eine Analogie zu dieser Welt der unendlich vielen Bedürfnisse, in der wir leben. Wer hat ein Interesse nach unendlich vielen Bedürfnissen? Begegnet ihm nicht alltäglich der heilige Markt, der ihm einreden will, dass er gefälligst unendlich viele Bedürfnisse haben sollte, auf dass diese Welt der unendlich vielen Produkte und Bedürfnisse, diese Welt des Konsums, auf Dauer bestehen bleiben möge? Aber kann es in einer endlichen Welt mit endlichen Ressourcen Unendlichkeit geben? Geben die Künstler der Unendlichkeit dem Wirtschaftswachstumswahn nicht eine intellektuelle Rechtfertigung?

Spiegelt der Massenkonsum von Kunstwerken, die gemeinhin als „schön“ eingestuft werden, nicht auch Klischeevorstellungen von Schönheit wieder? Ein berühmtes Beispiel für ein solches Kunstwerk wäre das Monalisabild von Leonardo da Vinci. Hier findet sich der bekannte anmutige Blick einer schönen Frau, wobei Frauen ja eher schön sind als Männer. Wäre ein männliches Analogon zum Monalisabild überhaupt vorstellbar? Es gibt ein Selbstportrait von Albrecht Dürer, das ihn als jungen Mann zeigt. Der Bekanntheitsgrad dieses Bildes reicht bei weitem nicht an den des Monalisabildes heran. Warum ist das so? Spiegeln unsere etablierten Empfindungen

des Schönen nicht unsere kulturellen Prägungen wieder? Und nun sind wir offenbar soweit, dass wir uns Monumenten der Schönheit, wie etwa derjenigen des Kunstwerkes Monalisa, unterwerfen. Und dies empfindet er als kitschig. Und nicht nur die schlechten Kopien dieses Bildes. Die kulturelle Prägung unserer Empfindungen des Schönen wird übersehen. Dass dieses Bild vielleicht auf eine objektive Art und Weise schön ist, zum Beispiel aufgrund gewisser Symmetrieeigenschaften, interessiert die Menschen als Kunstkonsumenten wahrscheinlich überhaupt nicht mehr. Das Monalisabild ist schön. Punkt. Warum stehen die meisten Menschen vor dem Monalisabild im Louvre in Paris, wo das Bild hängt? Weil es schön *ist* oder weil es berühmt ist? Oder ist alles Berühmte und vermeintlich Schöne in der Kunst sowieso schön? Oder ist es berühmt, weil es wirklich schön ist? Oder wurde es seit Jahrhunderten gut vermarktet, sagte man also in der Kunstwelt und ihren Märkten, dass etwas schön sei, *damit* es berühmt wird? Zeigt sich an der Tatsache, dass bekannte Kunstwerke – das Monalisabild ist wohl das Beispiel par excellence für ein Kunstportrait – oft kopiert werden, nicht auch die Kitschpotenzialität des Kunstwerkes selbst? Muss die Einstufung als Kitsch also notwendig nur für Kopien beziehungsweise schlechte Kopien eines Kunstwerkes gelten? Oder muss man nicht den Mut dazu haben, auch Kunstwerke selbst als Kitsch einzustufen, vor allem solche, die massenhaft kopiert werden? Gut, dass wäre für das Bild von Leonardo vielleicht wirklich eine überzogene Forderung. Leonardo war wirklich ein großer Künstler, nicht nur das, er war auch ein Techniker und Wissenschaftler, ein wahres Universalgenie. Nicht umsonst nennt man ihn „den großen Leonardo“. Aber ist dann nicht auch alles, das er geschaffen hat, grundsätzlich Kunst? Diese Grundsätzlichkeit würde man weniger bekannten Künstlern, wenn sie dieselben Werke geschaffen hätten, nicht ohne weiteres zugestehen. Es sind Beispiele von anderen, weniger bekannten Künstlern denkbar, die wir als Kitsch bezeichnen würden, wenn wir vermuteten, dass sie gar nicht von ihnen

selbst stammen, sondern kopiert sind. Oder wenn wir nicht wüssten, dass es sich überhaupt um Künstler handelt.

Und muss dann ein Kunstwerk nicht wieder ein Stück weit vom Sockel gehoben werden? Und sind dann die ägyptischen Pyramiden nicht eher Kunstwerke, da sie nicht in dem Maße kopiert werden können, in den Ausmaßen schon gar nicht? Warum bezeichnen wir also gerade das Kleine, das kopiert werden kann, als Kunst, und nicht das Große? Weil es von einem Künstler stammt und nicht von vielen?

Warum wird so viel für die Kunst getan, für die Befriedigung des Kunstkonsums, und so wenig für die Befriedigung des Naturkonsums? Weil der Naturkonsum mangels unberührter Natur ohnehin nicht mehr möglich ist? Muss es hier einen kompensatorischen Ersatz geben? – Es ist alles nicht so schlimm, wir haben ja immer noch die Kunst. Was für ein Anthropozentrismus steckt hinter einer solchen Haltung? Ist die Kunst eine Droge, ist sie ein Ersatz für mangelnde Naturerfahrung? Stellt sie eine Universalisierung des Städterlebens dar? Warum gibt es in der Kunst so wenig Protest gegen die Aneignung von Naturräumen? Ist das wahrhafte Kunsterlebnis nicht wesentlich nur dann möglich, wenn Natur, als ihre Gegenwelt, noch existiert? Ist die Kunst nicht auch ein Trostmittel für mangelnde Naturerfahrung? Kunstwerke dürfen nicht zerstört werden, genauso wenig wie Bücher. Aber sie dürfen und sollten kritisiert werden, genauso wie Bücher und Ansichten. Es ist nicht einfach zu akzeptieren, dass ein Kunstwerk ein unhinterfragbares Kulturprodukt ist, was zudem einer Nötigung gleichkommt. Dies wäre, so paradox es klingen mag, eine ähnliche Ebene wie die Zerstörung oder Verbrennung von Kunstwerken oder Büchern. Das per se Unhinterfragbare, als Unhinterfragbares von vornherein Gesetztes, bewegt sich auf einer ähnlichen Ebene wie die Zerstörung von Information. Die Bildung über Kunst muss bei den einfachen Menschen ankommen, sonst bleibt sie elitär. Die Putzfrau verfolgte einen bestimmten Zweck, nämlich die Reinigung. Die Verfolgung dieses

Zwecks lief schief. Es wurde zwar etwas gereinigt, aber auch zugleich zerstört. Dasselbe hätte mit einem Nichtkunstwerk, zum Beispiel einer einfachen Gebrauchsblumenvase, geschehen können. Die Verfolgung von Zwecken in der Alltagswelt wird stärker hinterfragt als in der Welt der Kunst, wo nicht klar ist, ob überhaupt und welche Zwecke verfolgt werden. Und genau aus dieser Unklarheit heraus kann dann so ein Missgeschick entstehen. Die Zwecke des Kunstwerkes waren der zweckbedachten Putzfrau nicht ersichtlich, sie verfolgte ihre naheliegende Intention. Die Missverständlichkeit von Kunst, die zugleich ihre Freiheit ist, stellt auch ihre Bedrohung dar. Wenn das Erkenntnisinteresse danach, was Kunst ist, befriedigt werden kann, vereinfacht dies auch die Wahrnehmung von Kunst. Die Frage, was Kunst ist, muss bei den einfachen Menschen ankommen, muss prinzipiell der Beantwortbarkeit zugänglich sein. Die Kunst ist eine von verschiedenen Sphären, die „die Welt“ als Ganzes konstituieren, eine besondere Sphäre, eine sehr sensible Sphäre, eine, die vermittelt; wie die Philosophie. Und selbst wenn die Menschen nicht Philosophen sein können, so können sie immer noch Künstler sein. Hier liegt die Berechtigung und Wichtigkeit der Kunst.

Bei der Einfahrt in den Bochumer Hauptbahnhof beschloss Adam, den Restaurantwagen zu verlassen und wieder ins Abteil zurückzukehren. Die Fahrt ging über Essen und Duisburg weiter. In Duisburg musste er an die *Love Parade* denken, die vor ein paar Jahren ganz in der Nähe des Duisburger Hauptbahnhofs in einer Katastrophe endete. Er dachte damals sogar darüber nach, ob er zu ihr fahren sollte. Dieses Massenphänomen *Techno* faszinierte ihn und er wollte wissen, warum sich so viele Menschen von dieser modernen Musik so angezogen fühlen. Er fuhr jedoch nicht dorthin, sondern verbrachte das Wochenende in seinem Ferienhaus auf Sylt; Natur statt Kultur. Vielleicht hat ihm diese Entscheidung sogar das Leben gerettet und vielleicht hätte er ja auch zu denen gezählt, die bei der Massenpanik ums Leben gekommen sind. Massenveranstaltungen wie die *Love Parade* erschienen ihm jedoch letztlich suspekt. Gehörten die Menschen, die dorthin gingen, nicht auch zu den Verführten?

Der Mensch soll heute vor allem ein Konsument mit unendlich vielen Bedürfnissen sein, damit die künstlich erzeugten, unendlich vielen, aber eigentlich überflüssigen Bedürfnisse konsumiert und befriedigt werden können. Ein wichtiges Bedürfnis wird jedoch nicht befriedigt und bleibt unerfüllt: Das Bedürfnis des Menschen nach Natur. Der so von der Natur entfremdete Mensch flüchtet sich in Konsumwelten, die vermeintlich einen Ersatz für den mangelnden Aufenthalt in der Natur und das fehlende Naturerlebnis liefern. Das Triebhafte, das sich ursprünglich in der Natur ausleben konnte, lebt sich nun in diversen anderen Formen aus, bis hin zur Gewalt. Da das laute Rauschen eines Wasserfalles nicht mehr vernommen werden kann, bedarf es des Rausches und des Beschallens. Da die Stille der Natur nicht mehr erfahren werden kann, bedarf es

zur Kompensation des Sichanschweigenmüssens in überschallten Räumen. Deshalb die Massenbeschallung allerorten, die beide unerfüllten Naturerlebnisse ersatzbefriedigt: die überwältigenden Geräusche in der Natur und das Erleben der Stille in ihr. Der so entfremdete Mensch weiß noch nicht einmal, dass auf diese Weise das ursprüngliche Bedürfnis nach Natur Befriedigung, die natürlich nur unvollständig sein. Der Ersatz ist von vornherein zum Scheitern verurteilt. Die Gesellschaft wird in den Konsumwelten triebhafter und gewalttätiger, da sich Triebhaftigkeit nicht vollständig ausleben kann, sie eigentlich nur in der Natur selbst stattfinden. Ebenso dazu bei trägt der permanente Input an Reizüberflutung, der sich einen Output suchen muss und ihn im Triebhaften findet. Da ein natürliches Leben, Erleben und Ausleben in der Natur nicht mehr stattfinden kann, gibt es Orte des Massenauslebens, mit riesigen Beschallungsanlagen, die für Stille sorgen: Das Schweigen in der Natur wird durch das aus der Beschallung folgende Sichanschweigenmüssen ersetzt. Da dies kein Ersatz für Naturerfahrung sein kann, staut sich eine innere Unzufriedenheit an, deren Abbau wiederum in anderen, noch raffinierteren Konsumwelten gesucht wird. Ein unendlicher Regress in andere und noch subtilere Konsumwelten, die von einem System getragen werden, das permanent unendlich viele Bedürfnisse erzeugen muss, die nie zur vollen Befriedigung gelangen dürfen, damit die Quelle nicht versiegt. Irrtümlicherweise meinten die Menschen dieses Muster in der Natur vorgefunden zu haben: Die nicht versiegende Quelle von Ressourcen, aus der sich die Menschen freudig bedienen können, ohne dafür zu bezahlen. Nun will man eine nicht versiegende Quelle schaffen, für die man nicht nur nichts bezahlen muss, sondern für die man auch noch Geld bekommt. Sie lebten damit jedoch in einem Widerspruch zu den Naturgesetzen und insbesondere zu dem Energieerhaltungssatz. Die Konsumwelten mit ihren *perpetua mobilia* rebellieren gegen die Erhaltungssätze der Natur und sind sich dieser

Rebellion noch nicht einmal bewusst. Es muss *Public Viewing* geschaffen werden, da *Nature Viewing* nicht mehr möglich ist.

Ist es nicht doch für einige Menschen möglich, fragte sich Adam schließlich. Vielleicht noch für geschäftlich erfolgreiche Menschen wie ihn, die sich teure Expeditionen leisten können? Sorgt er durch sein Wirken in seiner alltäglichen Geschäftspraxis nicht mit dafür, dass sich viele andere Menschen es nicht leisten können und denen dies infolgedessen versperrt bleibt?

Was geschah am diesem schrecklichen Tag im Sommer? Es wogen sich die Massen nicht in Sicherheit. Die Welle schwang im bösen Rhythmus, es begann mit Möglichem im Chaos, es war ein Kommen und ein Gehen. Und viele sagten sich: Nur fort von diesem düsteren Ort. Es wurde gesucht die Treppe nach oben, sie ist Versuchung des Jenseits. Sie führte aus dem Diesseits, der Hölle, in weiteres Verderben, keiner wollte hier unten sterben. Das Licht am Ende des schwarzen Tunnels, es wurde heller, schneller, immer schneller, kein Zurück. Es kam der Tag, an dem sie über Leichen gingen. Und weiter spielte das Todeslied noch lang dazu. Es spürte der Mensch in sich das Tier. Wo war die Hölle, wenn nicht hier?

Der Zug fuhr von Duisburg Hauptbahnhof weiter nach Düsseldorf. Innerhalb von nicht einmal einer Stunde sollte es inzwischen die fünfte Großstadt sein, die der Zug durchfuhr. In letzter Zeit dachte Adam oft über sein Zeiterleben nach. Er erinnerte sich, dass es in seinem Lieblingsroman, dem Zauberberg, viel um die Zeit geht. Er wollte die betreffenden Passagen noch einmal lesen und holte das Buch aus seiner Tasche. Kurze Zeit später sagte die Frau, die ihm gegenüber saß: „Ah, der Zauberberg von Thomas Mann, das ist ein Roman!“. Inzwischen hatte sie wohl Vertrauen zu ihm gefasst, obwohl sie zu Beginn der Zugfahrt recht schweigsam und distanziert war. „Ja, ohne Zweifel“, sagte er, „mein Lieblingsroman.“ Daraufhin sagte sie, dass sie gestern einen interessanten Roman kennengelernt hat. „Kennengelernt?“, fragte Adam verwundert. „Ja, er ist mir leider verlorengegangen“, sagte sie. „Erzählen Sie!“, sagte Adam.

„Nun ja, Ich kann es Ihnen ja sagen, meine Müdigkeit ist Ihnen sicherlich schon aufgefallen“, wobei sie gähmend die Hand vor den Mund hielt und irgendwie einen mitgenommenen und fast traurigen Eindruck machte. „Ich war gestern abend mit einer Freundin in der Stadt unterwegs“, sagte sie. Ihm ging ein Licht auf, es ging wohl um einen Mann. Er dachte sich von ihr, dass sie bestimmt eine moderne und wählerische Frau ist und wahrscheinlich eine konkrete Vorstellung von ihrem Traummann hat. Welche Möglichkeiten doch heute gegeben sind, gerade für sie als Frau. Das Internet fördert sogar dieses Wählerische, sagte er sich, irgendwie wird es mit der Überprüfung von Übereinstimmungspunkten vor einem Rendezvous heute übertrieben. Ist ja schon nicht mehr schön, dieser Perfektionismus, die Leute sollten sich doch einfach mal voneinander überraschen lassen, so wie dies nun mit ihm und seinem weiblichen Gegenüber auf eine ganz natürliche Art und

Weise passiert. Ansonsten erschienen ihm heute Zugreisen und vor allen Dingen Pendlerfahrten zum Arbeitsplatz recht anonym. In den üblichen Großraumwagen finden Gespräche zwischen einander Unbekannten kaum noch statt. Man sitzt wie auf einem Präsentierteller, in aller Öffentlichkeit. Früher gab es in jedem Waggon Abteile. Er konnte sich an stundenlange interessante Unterhaltungen mit wildfremden Menschen erinnern. Dies war ja auch der Grund dafür, warum er für die Fahrt nach Zürich einen Sitzplatz in einem Abteil und nicht in einem Großraumwagen reservierte.

„Ich war gestern mit einer Freundin in einer neuen Cocktailbar“, fuhr sie fort. „Es war schon spät, die Gäste fingen auf einmal einfach an zu rauchen, obwohl es seit einiger Zeit auch in diesem Lokal ein absolutes Rauchverbot gab. Wie ich im Nachhinein erfuhr, steckt sich der Wirt, selbst ein Raucher, in der Regel nach Zwölf selbst eine erste Zigarette an. Dies gilt auch als ein Zeichen für die Gäste.“

„Ich bin selbst ein passionierter Raucher“, sagte Adam, „und ich finde es übertrieben, wie heutzutage das Rauchen im Vergleich zum Trinken verteufelt wird. Da ist man in einer Cocktailbar und darf hochalkoholische Getränke trinken so viel man möchte, aber man darf sich noch nicht einmal eine Zigarette anstecken, noch nicht einmal, wenn alle Anwesenden selbst Raucher sind. In was für einer Welt leben wir?“

Sie stimmte ihm zu. „Ich ging mit meiner Freundin an die Bar, irgendwie hatten wir Lust, mit dem Wirt zusammen zu rauchen. Zwei Männer saßen an einem Tisch in der Nähe der Bar. Einer von ihnen hatte mich schon seit einiger Zeit im Visier. Nun fasste er seinen Mut zusammen, kam an die Bar und fragte mich nach Feuer.“

„Sehen Sie, Rauchen verbindet“, sagte Adam mit strahlendem Gesicht. „Er sah ziemlich attraktiv aus, groß war er auch, ehrlich gesagt, habe ich noch nie so einen attraktiven Mann gesehen, wäre meine Freundin nicht dabei gewesen, es hätte

alles passieren können“, sagte sie, noch immer sichtlich aufgeregt.

„Dann gehen Sie doch beim nächsten Mal allein ohne Ihre Freundin aus“, sagte Adam besserwisserisch. „Ich werde es mir überlegen“, antwortete sie mit einem höflichen Lächeln, „sie hatte auch schon einige Männer in meinem Beisein abblitzen lassen. Ich kostete die Situation aus und ließ mir mit dem Feuerzeug Zeit. Auch beim Anzünden stellte ich mich bewusst ungeschickt an, um die Situation noch weiter hinauszuzögern. Er sah mich lange an, ging wieder an den Tisch und setzte sich.“

„Wir bestellten noch einen Cocktail, danach wollten wir in die Disko. Ich wollte mir noch eine Zigarette anstecken, doch die Schachtel war leer, meine Freundin hatte ihre letzte Zigarette dem Wirt gegeben. Ein wenig angeschwipst und übermütig ging ich schnurstracks auf den netten Mann zu und fragte ihn nach einer Zigarette. Dezent strahlend schaute er mich an und reichte mir seine Schachtel. Davidoff. Da dachte ich, dass er vielleicht David hieß“, lachte sie.

„Einen Moment überlegte ich, ob ich die beiden fragen sollte, ob sie nicht Lust hätten, mit in die Disko zu kommen, nahm von dieser Idee aber wieder Abstand. Als ich wieder an der Bar saß, ging das Handy seines Tischnachbarn, ich glaubte, die Klingelmelodie *Time to say goodbye* gehört zu haben. Er steckte hastig das Handy in die Tasche seines Sakkos und sagte nur kurz: ‚Roman, wir müssen.‘ Ich dachte mir noch: Was für ein schöner Name. Beide gingen dann eilig aus dem Lokal.“

„Ich fragte den Wirt, ob die beiden schon einmal da waren.“ – „Nein, sagte er, aber sie sagten, dass sie auch noch ins Hemingway wollten“. So hieß unsere Disko.

„Wir tranken unsere Cocktails aus, zahlten und gingen den ungefähr zehn Minuten langen Fußweg am Fluss entlang zum Hemingway. Der Himmel war sternenklar und irgendwie war ich in einer sehr sentimentalsten Stimmung. Als wir im Hemingway waren, begann ich nach Roman zu suchen, doch er war

nirgends zu sehen. Wahrscheinlich ist irgendetwas dazwischen gekommen, dieses hastige Handytelefonat kündigte es ja schon an. Wir setzten uns an einen Tisch in der Nähe der Tanzfläche und bestellten beide ein Glas Sekt. Nach einem dritten Cocktail wäre ich umgefallen. Die ganze Zeit über starrte ich auf die Menge auf der Tanzfläche, in der Hoffnung, ihn vielleicht doch noch zu sehen. Da er ein großer und attraktiver Mann war, musste er ja auch irgendwie auffallen, selbst auf einer überfüllten Tanzfläche. Aber auch das Glas Sekt war zuviel für mich. Ich war schon mehr als beschwipst. Plötzlich fand ich mich in irgendwelchen Gängen der Diskothek wieder, wo es leiser als im Bereich der Tanzfläche war. Ich sprach wildfremde Leute an, ob sie einen ‚Roman‘ kennen würden, betrunken sagte ich, einen ‚großen‘. Im Nachhinein muss ich darüber lachen. Und immer wieder dieses Kopfschütteln. Langsam glaubte ich selbst nicht mehr daran, ihn nochmal zu sehen. Vielleicht in dreißig Jahren, rein zufällig, wenn das Leben vorbei ist. Meine eher nüchtern wirkende Freundin rief dann noch ein Taxi, das wir uns teilten. Zuhause angekommen fiel ich auf's Bett und schlief sofort ein. Mitten in der Nacht erwachte ich nach einem tiefen und traumlosen Schlaf plötzlich, Roman ging mir wie ein Blitz durch den Kopf. Als ob wenigstens die Phantasiewelt zu ihrem Recht kommen sollte. Danach schlief ich sofort wieder ein.“

„Summa summarum: Ein großer Roman ist mir nicht mehr begegnet, ich habe die Hoffnung aufgegeben, ihn zu sehen,“ sie machte eine Pause, in der sie Adam leicht lächelnd in die Augen schaute, „tja, und nun sehe ich ihn doch noch, in Form des Zauberbergs“.

Die Frau hat wirklich Humor, dachte sich Adam, und lachte lauthals. Sie könnte eine Schauspielerin sein. Sie fuhren gerade durch Düsseldorf und er musste an das Schauspielhaus denken und an Gustav Gründgens, der hier viele Jahre spielte. Das war noch ein Schauspieler der klassischen Schule, dachte er sich. Das Theater von früher war ein anderes. Es ist heute kaum

noch möglich, sich ein klassisches Werk in seiner Ursprünglichkeit anzuschauen. Stattdessen gibt es immer nur moderne Neuinterpretationen. Da muss der neue Intendant mit einer neuen Neuinszenierung auf sich aufmerksam machen. Und er war jedesmal enttäuscht, wenn er in die Oper oder ins Theater ging und gern eine klassische Aufführung mit historischem Zeitgeist und Bühnenbild sehen wollte und stattdessen nur weiße Wände mit modern gekleideten Schauspielern zu sehen bekam, die dem Publikum über die Hintertür mit dem moralischen Zeigefinger des Intendanten daherkommen. Das kann einem heute in der Tat die Lust an der Oper und am Theater vergraulen. Also nicht die Tatsache, dass die Oper oder das Theater aufgrund ihres historischen Gewichtes und ihrer Tradition versteinern und ergrauen, sondern dass sie ständig modern interpretiert werden müssen. Das könnte auch ein Grund dafür sein, warum immer weniger Menschen in die Oper oder ins Theater gehen. Sie wollen Geschichte und Tradition, aber sie bekommen ungewollt und ungefragt immer nur Modernität.

Was ist eigentlich Humor, fragte sich Adam, als er jene Frau ansah, die ihm gegenüber sass, die schon sehr viel Persönliches von sich preisgab, die neben ihrer Attraktivität auch noch sehr humorvoll war und ihm mit der Zeit immer sympathischer wurde. Zum Humor gehört wohl das lockere Eingeständnis von Unwissenheit. Wenn es einen selbst betrifft, wenn man also von anderen aufgezeigt bekommt, dass man sich in einer Situation mangels Hintergrundwissen komisch verhalten hat. Das Verhalten passt dann oft nicht zu dem Verhalten, das man in der Situation eigentlich erwartet hätte. Man hat Humor, wenn man eingesteht, dass man sich tatsächlich komisch verhalten hat. Und hinterher darüber lachen, zumindest darüber schmunzeln kann. Wenn es andere betrifft, so gehört zum Humor Verständnis für die Unwissenheit der anderen. Wenn wir bei anderen solche Situationen entdecken und darüber lachen, so zeigen wir Humor: Wir verzeihen dem Anderen sein Fehlverhalten, wir entdecken etwas Neues, eine neue Konstellation von

Situation und Verhalten. Allerdings muss sich dieses Fehlverhalten noch in Grenzen bewegen, man muss noch darüber lachen können. Wenn Dritte durch dieses Fehlverhalten Schaden leiden, so ist dies nicht humorvoll. Aber selbst hier gibt es eine Extremform des Humors: die Schadenfreude. Die Schadenfreudigen lachen in der Regel nicht, aber sie freuen sich innerlich über den Schaden eines Anderen, zum Beispiel eines Konkurrenten oder Nebenbuhlers.

Mit dieser Frau, die ihm im Zug gegenüber sass und die ihm ihr persönliches Pech dennoch auf eine so humorvolle Art und Weise schilderte, empfand er alles, nur nicht Schadenfreude.

Am Horizont erschienen die mächtigen schwarz-braunen Türme des Kölner Doms. Mit der Religion ist es nun wohl so beschaffen, dass die Regeln und Grenzen des Verhaltens stärker festgelegt sind, dachte sich Adam. Der Humor und das Lachen stellen dagegen die Regeln und Grenzen infrage. Die Religion lebt von Regeln und Dogmen, von Geboten und Verboten. So lässt sich mit Menschen, die einer etablierten Religion anhängen, zwar in Alltagssituationen in der Regel lachen, aber der religiös erzogene Mensch hat gewöhnlich die Grenzen seiner Religion immer im Hinterkopf. Er muss in einer Situation beurteilen, ob er aus Sicht seines Glaubens überhaupt lachen darf. So ist es auch kein Wunder, wenn in Religionsgemeinschaften selbst der Humor und das Lachen durch Rituale kanalisiert werden. Schwerlich wird man unter ihnen Anhänger des schwarzen Humors finden, die die Grenzen des Humors ausloten und auch überschreiten. Was ist denn der Faust anderes als ein Erkenntnisgewinn aus dem Dialog weißer und schwarzer Mächte? Der Faust ist ein Dialog zwischen einem *Wissenschaftler* und dem Grenzüberschreiter Mephisto, nicht zwischen einem Gläubigen und dem Teufel. Er erinnerte sich, dass Gustav Gründgens im Faust seine Paraderolle hatte. Die Verfilmung des Faust mit Gründgens gefiel ihm jedoch überhaupt nicht, da Gründgens immer so schnell sprach und die Tiefe des Gesprochenen dabei zu kurz kam oder ganz unterging.

Es gibt eine enge Verbindung von Humor und Wissen beziehungsweise Unwissenheit. Oft zeigt sich bei näherer Betrachtung, dass die Situation gar nicht so humorvoll ist, sondern dass sich derjenige, über den man gelacht hat, in gewisser Hinsicht, nämlich aus seiner nur ihm zur Verfügung stehenden Perspektive und gemäß seines Wissensstandes, durchaus angemessen verhalten hat. Da aber so der Humor und das Lachen

auch wichtige Quellen der Weisheit sind, verwundert es nicht, dass es um das Wissen und die Weisheit der Anhänger etablierter Religionen nicht immer gut bestellt ist. Denn es kommt ja nicht zu einer dynamischen Erweiterung von Regeln und Dogmen, deren immanente Eigenschaft Starrheit ist. Aber daraus ergibt sich auch der alte traditionelle Gegensatz von Wissenschaft und Religion. Wer hat nun mehr Humor? Der Glaubende oder der Wissende? Der Glaubende hat offensichtlich größere Grenzen, der Wissende kann sein Wissen durch Humor erweitern, er fordert den Dialog heraus, er hat nichts zu verlieren, er kann nur gewinnen, nämlich an Wissen. Der Glaubende kann seinen Glauben verlieren. Wodurch? – Durch Wissen. Wenn er sich allerdings durch den Wissenden nicht überzeugen lässt oder nicht überzeugen lassen will, hat er in der Tat verloren. Er hat dann zwar weiter seinen Glauben, aber er bleibt allein. Nicht ganz allein, er bleibt natürlich mit Gleichgläubigen vereint. Allerdings ohne wahren Dialog, nur in stetiger Bestätigung des schon bekannten Glaubens.

Welche Rolle hat die Religion eigentlich wirklich in seinem Leben gespielt? Nur in letzter Zeit hat sie ihn eigentlich wirklich interessiert, vielleicht lag es an seinem fortgeschrittenen Alter. Was wäre er eigentlich für ein Mensch, wenn er nicht in Hamburg, sondern in Köln aufgewachsen wäre, fragte er sich. Wäre statt des kühlen Hanseaten eine rheinische Karnevals-frohnatur aus ihm geworden? – Eine andere Stadt, ein anderer Mensch.

Aber Köln gefiel ihm eigentlich noch weniger als Hamburg, was wohl mit ein Grund dafür war, dass er nicht so oft dort war. Er hatte den Eindruck, dass die Kölner, mehr noch als die Hamburger, die ihm weltoffener erschienen, ihre Stadt für das Zentrum und den Nabel der Welt halten und dies noch nicht einmal ansatzweise in ihrer konservierten urbanen Provinzialität hinterfragen. Ihm kam alles so eng vor, überall fahren Autos, selbst durch die Innenstadt. Er fühlte sich besonders in

dieser Stadt verloren, fühlte sich wie eine Nummer. Es gibt in dieser Stadt nichts, womit er sich identifizieren könnte.

Es gibt in deutschen Großstädten Geschäftsstraßen, an denen man entlang flanieren oder entlang hetzen kann, beides ist ihm verhasst, beidem kann er sich nicht entziehen. Warum sollte er sich auch vor Geschäften, die ihn langweilen, langsam bewegen, er will sie doch hinter sich bringen. Dann registriert er, dass er an ihnen entlang hetzt und fühlt sich dann auch nicht wohl; die Wahl zwischen Skylla und Charybdis. Und das nennt sich dann Innenstadt oder Stadtzentrum oder auch neudeutsch *City*. Der Kern – die Seele – einer Stadt ist also die Aneinanderreihung der immer und überall gleichen Ladenketten, wie sie in jeder anderen Stadt, jeder anderen Innenstadt, auch anzutreffen sind.

Allen Klischees zum Trotz kommen ihm gerade die Bewohner der Stadt, durch die er gerade mit dem Zug fuhr, besonders humorlos vor. Wie er sich nach der Sturheit eines Westfalen sehnt, wenn er in dieser Stadt ist. Es ist wie die Sehnsucht nach bewusst bewahrter und geschätzter Innerlichkeit in einer Welt des rein Äußerlichen. Wie er sich in dieser untiefen rheinischen Tiefebene nach einem westfälischen Pils sehnt und nach den grünen Wäldern und Höhenzügen des Sauerlandes, deren Bewohner in seinen Augen trotz des Namens ihrer Region einen größeren Humor haben als diese rheinischen Frohnaturen. Das alljährlich wiederkehrende Ritual in dieser Stadt und anderen Städten dieser Region, die durch einen großen Fluß permanent in zwei Teile gespalten ist und deren Bewohner nichts anderes zu tun zu haben scheinen als die Bewohner der anderen Flußseite zu verunglimpfen, scheint eine Zwangskompensation dieser Humorlosigkeit zu sein. Die Bewohner dieser Stadt halten ihre Stadt für die wahre Hauptstadt des Landes, im Gegensatz zu jener anderen Stadt weiter nördlich auf der anderen Seite des Flusses, durch die er zuvor gefahren ist. Viele Bewohner der beiden Städte ziehen verbal über die jeweils anderen Stadtbewohner her. Und bei beiden spürt er selbst wiederum eine

spezifische Abneigung: Bei den Einen mag er dieses Großmäulige und Unkontrollierte nicht, bei den Anderen im extremen Gegensatz dazu nicht dieses Stille und Kontrollierte. Wie können sich zwei Städte, die sich so nah sind, nur so fremd sein? Wie können deren Bewohner nur so unterschiedliche charakterliche Extreme verkörpern?

Entsprechend aufgesetzt sind die Masken des permanenten Grinsens zu jenen befohlenen tagelangen Humor- und Trinkzeiten. In jenen Zeiten sehnt er sich nach Venedig, wo selbst die humorvollen Tage den Bewohnern und Besuchern dieser Stadt noch die Möglichkeit bieten, innerhalb des humorvollen Treibens auf eine würdevolle Art und Weise ernsthaft zu sein.

Auch wenn er vernarrt in alte Kirchen war, mochte er eigentlich diesen doppeltürmigen dunklen Wallfahrtstempel nicht, dieses ewig sanierungswürdige Monstrum. Ebenso hatte er eine Abneigung gegen die permanente Übervölkerung seines Vorplatzes, so ähnlich wie in Wien im Bereich des Stephansdoms.

Und ihm miessfiel auch dieses Alles-ist-erlaubt in dieser Stadt, bei dem er sich fragte, was dort eigentlich nicht erlaubt ist. Er wusste nicht so recht, warum er diese Stadt nicht mochte, vielleicht verdrängte er es, vielleicht ist sie ein Symbol für sein ungelebtes Leben, eben für das Andere, dasjenige, das er nicht gelebt hat. Aber warum soll man nicht auch Städte nicht mögen, die gemeinhin beliebt sind und von allen geliebt werden?

Die nächste Stadt auf seiner Zugreise, Bonn, gefiel Adam wesentlich besser. Wahrscheinlich lag dies einerseits an der Nähe zum Rheintal und andererseits an ihrer Überschaubarkeit. Er dachte an Menschen, die in dieser Stadt gelebt haben, an den Musiker und Komponisten Ludwig van Beethoven, der hier geboren wurde und der berühmteste Sohn der Stadt ist, und an den Philosophen Friedrich Nietzsche, der hier studierte und, wie kaum jemand weiß, auch Musiker war und sogar selbst komponiert hat.

Was ist eigentlich die Verbindung zwischen der Musik, dieser wortlosen Kunst, und der Philosophie, dieser wortreichen Kunst, fragte er sich. Die Musik kann trotz ihrer Wortlosigkeit am Anfang eines Gedankens stehen und Inspirationsquelle für weitere Gedanken sein. Vielleicht kann der Anstoß eines Gedankens durch die Musik sogar so groß sein, dass dieser Anstoß auf eine andere Art und Weise kaum möglich erscheint, auch auf eine sprachlich-philosophische nicht. So gibt die Musik eine Ahnung des Schönen und Tiefsinnigen, sie kann nicht nur eine Ahnung davon geben, sondern sie kann das Schöne, Erhabene, Tiefsinnige, Emotionale, Traurige oder Heitere selbst sein. Von einer Philosophie lässt sich schwer behaupten, dass sie schön, erhaben, emotional, traurig oder heiter ist, allenfalls ist sie tiefsinnig. Nietzsche schrieb in seinem Buch „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“, dass die Musik als Ausgangspunkt in der Entwicklung der griechischen Tragödie, repräsentiert durch den Chor, immer mehr in den Hintergrund geriet. Die Schauspieler, die das rationale Element vertraten, traten dagegen immer mehr in den Vordergrund. Nietzsche führt diesen Gedanken sogar so weit fort, dass er in Sokrates den Kulminationspunkt des Rationalen in der antiken Welt der Griechen erblickt: Sokrates war überratio-

nal und infolgedessen unmusikalisch, was durch seinen penetranten Fragestil in den platonischen Dialogen wiederholt zum Ausdruck kommt. Die antike Philosophie ist nach Nietzsche demnach auch als ein Zeichen für den Niedergang der Musik in einer Kultur zu verstehen und damit ein Zeichen kultureller Dekadenz: Wo die Philosophie wuchs, musste die Musik notwendig sterben. Dazu scheint jedoch zu passen, dass man zum Denken tatsächlich Stille braucht oder dass diese dem Denken zumindest förderlich ist.

Ein weiteres Wort von Nietzsche über die Musik ist der bekannte Satz „Ohne Musik wäre das Leben ein Irrtum“, der vor dem Hintergrund des Vorangegangenen dann natürlich verständlich erscheint: Wenn die Musik das Ursprüngliche und das Leben repräsentiert, kann die Philosophie als Reflexion über das Leben nicht für das Leben selbst stehen.

Letztlich blieb Nietzsches Verhältnis zur Musik jedoch ambivalent, was sich auch an seinem schwierigen Verhältnis zu Richard Wagner zeigt, dessen Musik ihn zunächst mit Leib und Seele begeisterte, über die er dann später aber selber mit kaltem rationalen Blick urteilte, einer Rationalität, die er bei Sokrates selbst noch kritisierte. Dies ging sogar so weit, dass seine Liebe zu Wagner in Hass umschlug, erinnert sei an Nietzsches frühes Werk „Richard Wagner in Bayreuth“ im Vergleich zu seinem späten „Der Fall Wagner“.

Adam persönlich könnte entgegen Nietzsches berühmten Diktums insofern auf die Musik verzichten als ihm die Musik der Natur – das Rauschen des Waldes, des Wasserfalles, das Donnern der Brandung, das Flüstern des Windes und viele andere Klänge in der Natur – Musik genug ist. Schwerer könnte er auf die philosophische Reflexion verzichten oder auf die Stille, die Ausgangspunkt für sie sein kann, denn wenn man „zur Ruhe kommt“ und eine gewisse Distanz zur Hektik des Alltagslebens gewonnen hat, setzt die philosophische Reflexion über das Leben in der Regel von selbst ein. Merkwürdigerweise kann aber gerade die Musik Stille beschreiben, indem sie sie als

vermeintlich paradoxes Gegenstück zur Musik, das sie in Wahrheit natürlich nicht ist, in sich integriert. Hören wir bei einem musikalischen Werk in den Zeiten, in denen dort Stille herrscht, in den kurzen, vom Komponisten bewusst gesetzten und Dirigenten ebenso bewusst arrangierten Pausen, nicht die Stille? Manchmal stellen wir dann fest, dass wir diese Stille dann innerlich konsequent musikalisch nach dem überwältigenden Eindruck des zuvor Gehörten fortspinnen und dies kommt uns dann merkwürdig vor.

Vielleicht repräsentiert die Musik gerade das Emotionale eines Gedankens, denn dieses Emotionale lässt sich ja nicht einfach durch andere Gedanken abbilden, sondern muss irgendwo für sich stehen. Insofern würde die Musik dann doch auch am Ende und nicht nur am Anfang eines Gedankens stehen können.

Bei der Fahrt aus Bonn in ländlichere Regionen fragte sich Adam, was wohl aus ihm geworden wäre, wenn er nicht in einer Großstadt, sondern auf dem Land aufgewachsen wäre? Es ging durch das Rheintal und Koblenz in Richtung Mainz. Hinter Koblenz, gegenüber dem Loreleyfelsen, musste er an seine letzte Beziehung denken. Verträumt schaute er auf den Felsen. Für einen Moment lang stellte er sich vor, wie aus dem Felsen eine Frau wird. Doch es war nur ein flüchtiger Moment, sie erstarrte wieder zu Stein.

Adam sagte sich, dass es wirklich seine letzte Beziehung war, er musste und wollte danach allein mit sich selbst auskommen. Wer kennt einen Menschen schon richtig? Jeder trägt sein Lebensgeheimnis mit sich, es ist nicht mitteilbar. Die Kunst des Lebens ist es wohl, mit dieser Einsicht zurecht zu kommen und sich dieser unüberwindlichen Einsamkeit zu stellen. Noch nicht einmal ein Gott wird erfahren, wie man das Leben wirklich erlebt hat.

Bei der Einfahrt in den Mainzer Bahnhof musste er an Bücher und Literatur denken, da dies die Stadt war, in der Johannes Gutenberg geboren wurde, in der er lebte und wirkte und in der er starb. Er erfand den Buchdruck und die Druckerpresse, eine revolutionäre Erfindung, so revolutionär, dass sie mit der heutigen Internetrevolution vergleichbar ist. Dadurch, dass sich gedruckte Medien durch die Druckerpresse immer kostengünstiger unter die Menschen verbreiten konnten, verlor schon damals das gesprochene Wort und die mündliche Überlieferung an Bedeutung. Wer hätte damals daran gedacht, dass auch das gedruckte Wort einmal am Ende sein sollte.

Was für ein Verhältnis hatte er heute zu Büchern und zur heutigen Literatur, fragte sich Adam. Irgendwie klingt schon der Begriff des *Schriftstellers* hochtrabend, dachte er sich. Man

nennt ja auch nicht jeden, der um etwas bittet, gleich Bittsteller. Wird es heute angesichts der Literatur- und Kritikflut in den Feuilletons nicht immer schwieriger, *Schriftsteller* von *Schriftstellern* zu unterscheiden? Jeder ist etwas Besonderes, jeder erzählt eine besondere Geschichte, tausende von Besonderheiten. Wo bleibt bei der Flut von Besonderheiten noch das Besondere? Und auf den Leser strömen diese tausenden von Besonderheiten ein und er muss das Besondere am Besonderen erkennen. Und er muss sich anstrengen. An jeder noch so bescheuerten und langweiligen, aber vor vermeintlicher Lebenserfahrung nur so strotzenden Geschichte muss er das Besondere herausfinden.

Interessante Biografien liest Adam lieber als konstruierte Romane. Dabei sagt er sich: Mensch, das ist wirklich passiert, da musste gar nichts mehr konstruiert werden. Ist absolut fiktionales Schreiben überhaupt möglich oder ist dies nicht auch schon durch die Person beziehungsweise Biografie des Autors, also seine persönliche Realität, verfärbt?

Texte lassen sich als Quellen so akzeptieren, wie sie sind, aber besteht nicht zusätzlich seitens des Lesers ein Interesse am Autor selbst? Wenn Adam einen Roman liest, liest er sehr schnell auch die Biografie des Autors, weil sie ihn einfach brennend interessiert. Oft kommt dabei sogar heraus, dass er die Biografie interessanter als den Roman selbst findet. Reale Personen und Ereignisse beeindruckten ihn mehr als fiktive Figuren und Geschehnisse, die Personen haben tatsächlich gelebt und die Ereignisse sind tatsächlich passiert.

Ihm sagte einmal eine sehr von sich überzeugte Autorin, *Schriftstellerin* nannte sie sich noch nicht, dass die Figuren ihres Romans absolute Phantasieprodukte seien und ihr Roman nichts mit ihrem eigenen Leben zu tun hat. Aber entstehen diese Phantasien nicht in ihrem realen Leben? Wenn sie am Morgen aufsteht und die rote Sonne in der Morgenröte sieht und sich anschließend an den Schreibtisch setzt und zu schreiben anfängt und eine neue Fantasyfigur kreiert, die hauptsächlich rot ist, ist dies dann nur ein Zufall? Viele Autoren wissen

offenbar nicht, was in ihrem Unbewussten so abläuft, sie kennen aber auch die Verbindungen ihres Unbewussten zur Realität nicht. Adam hat eine Lösung: Sie wollen es gar nicht wissen. Daraus folgt für ihn als Leser, dass er eigentlich gar keine Lust dazu habe, die Bücher dieser Autoren zu lesen. Sie schirmen ihn als Leser mit ihrem Geschriebenen von ihrer eigenen Realität ab. Sie wehren sich gegen die Leser, die sich für ihr Privates interessieren und dafür, wie der Autor die Realität, seine Realität, auffasst. Ihm gefallen dagegen Autoren, die philosophische Ansichten vertreten. Er mag solche Literatur, wo er auch einmal philosophisch durchatmen kann und nicht nur Fiktionalität schlucken muss. Er ist immer skeptisch, wenn ihm ein Autor sagen will, sein Text sei rein fiktional. Will er ihm damit sagen, dass er sich selbst beim Schreiben ignoriert hat? Ihn interessiert immer auch der Autor und seine persönliche Realität, und dieses Interesse lässt er sich auch von niemandem nehmen, noch nicht einmal vom Autor selbst. Der Autor will sein Werk als rein fiktionales Werk – als großen Roman – verstanden wissen. Biografien lassen sich später schreiben, wenn sich die Romane verkauft haben. Hinterher ist der Autor zu dem einen oder anderen Zugeständnis bereit, was die Beziehung zwischen den Inhalten seiner Romane und seinem eigenen Leben angeht.

Die beiden Hauptquellen der Literatur sind das Reale und das Fiktionale. Das Fiktionale ist das ursprüngliche Feld literarischer Gestaltung und der Kreativität des Autors sind hier keine Grenzen gesetzt. Hier lässt sich Sprache gezielt einsetzen, um eine bestimmte Wirkung zu entfalten, hier lässt sich mit Sprache spielen.

Aber Literatur, bei der das Reale im Vordergrund steht, etwa Romane, die am tatsächlichen Leben des Autors orientiert sind, und bei dem es dem Autor darum geht, das Erlebte möglichst natur- und originalgetreu zu schildern, lebt davon, dass sie das Reale auch tatsächlich erlebnis- und gedankengetreu wiedergibt. Hier lässt sich mit Sprache nicht beliebig spielen, hier geht

es darum, eine Situation in ihrem *stream of consciousness* adäquat wiederzugeben.

Bei der Romanflut, die es heute auf dem Markt gibt, wird nur eine geringe Anzahl auf realen Erlebnissen basieren. Unterliegt nicht die heutige Zeit der Gefahr, das Literarische mit dem Fiktionalen gleichzusetzen?

Die Kommerzialisierung von Literatur geht mit dem einseitigen Verständnis von Literatur als rein fiktionaler Literatur einher. Fiktionale Literatur lässt sich quasi unendlich produzieren. Was für den realen Markt gilt, nämlich die Anpreisung quasi unendlich vieler Produkte, die die angeblich vorhandenen Bedürfnisse befriedigen sollen, gilt auch für den modernen Literaturbetrieb. Hier soll es unendlich viele Lesebedürfnisse geben, denen die entsprechenden Produkte gerecht werden sollen. Dies funktioniert aber nur bei einem Verständnis von Literatur, bei dem das Schwergewicht auf das Fiktionale gelegt wird. Bestimmen nicht dieselben Mechanismen, die den Markt als Ganzes bestimmen, auch den modernen Literaturmarkt? Der Leser wird entmündigt: Schau, Dir fehlt etwas in Deinem grauen Alltagsleben, lies die Bücher des Autors XY und Du wirst glücklich. Aber ein Buch reicht nicht, lies alle; ein Autor reicht nicht, lies alle. Was in den Büchern steht, was der Autor geschrieben hat, kannst Du in Deinem Leben gar nicht erlebt haben. Die Alltagswelt ist grau, flüchte Dich in fiktionale Welten und Du wirst glücklich.

Ist nun nicht auch verständlich, warum Literatur mit dem Realen als Quelle *out* und Literatur mit dem Fiktionalen als Quelle *in* ist? Und unterliegen die Leser nicht unbewusst diesen Mechanismen und setzen Literatur generell mit fiktionaler Literatur gleich? So wie der Konsum im Alltag durchorganisiert ist – oder organisiert sein will, durch Werbung, die es suggeriert – ist auch der Literaturkonsum durchorganisiert. So wie es neue Produkte gibt, die angeblich notwendig sind und ohne die man nicht glücklich werden kann, gibt es auch neue Romane,

eben den neuen Roman des bekannten Autors XY. Und die Konsumspirale lebt von selbst.

Und nun nicht auch verständlich, warum Autoren nichts von ihrem realen Leben erzählen oder schreiben. Weil die Quelle und die Selbstläuferspirale aus neuer fiktionaler Literatur und dem damit einhergehenden Literaturkonsum versiegen würde. Die Leser würden sagen: Aber so ist der Autor ja wirklich, das steckt also dahinter, immer dieselbe Geschichte und nicht viele, wie uns der Autor weiß machen will. Und wundert es einen da, dass viele Autoren um ihr Privatleben ein Geheimnis machen? Ähnliches ist in der Musikbranche zu beobachten, wenn Bands interviewt werden, tragen alle Bandmitglieder eine Sonnenbrille, das macht die Band und ihre Mitglieder geheimnisvoll.

Steht ein Bestseller deshalb oben auf der Bestsellerliste, weil bei seinen Lesern ein wirkliches Lesebedürfnis erfüllt wird oder ist es nicht eher so, dass er gekauft wird, weil er oben steht, bekannt ist und das Bekannte halt gekauft wird? Sonst könnte es ja nicht gekauft werden, allenfalls zufällig. Und zufälligerweise findet der Bestellerleser dann das Gelesene, das viele andere auch gut finden, ebenfalls gut. Und letztlich ist es dann auch gut.

Das Nichtlesen von Büchern tut Adam manchmal richtig gut, es bleibt Zeit für eigene Reflexionen oder es bleibt auch mal Zeit für nichts. Er weiß für sich, dass es viel Literatur gibt, die er nicht mag und er fragt sich, warum sich gerade diese Literatur so exzessiv verkauft.

Ist es für ihn wichtiger zu wissen, was er mag, als zu wissen, was er nicht mag? Zum Beispiel weiß er meist, was er nicht lesen will, und hat dadurch mehr Zeit für andere Dinge, etwa für Bücher, die er lesen will. Da er sich aber oft unsicher ist, unsicher sein muss, welche der vielen neuen Romane denn nun wirklich lesenswert sind, weil man sie unmöglich alle lesen kann, spielt dieses Nichtlesenwollen oft eine größere Rolle als das Lesenwollen. Denn es gibt ja noch gar kein Kriterium dafür, warum er denn nun diesen neuen Roman unbedingt lesen soll-

te. Wenn er aber weiß, dass es ein Autor ist, der ihn schon früher langweilte, wird er eher zu einem anderen Buch greifen, die Erfahrung und die Gesetze der Wahrscheinlichkeit sind die Auswahlkriterien bei diesem Prozess.

Vielleicht ist die moderne Gesellschaft schon so von Bildern überflutet, dass sie des Bildhaften auch in der Literatur bedarf. Selbst in ihr müssen dann das Bildhafte und die Bildersprache dominant sein, damit die Leute überhaupt zum Lesen kommen. Das „Interesse“ der Massen könnte doch nur eine Bestätigung dafür sein, dass die Menschen das Bildhafte ihrer medialen Umgebung nun in Büchern bestätigt sehen. Das Bildhafte, nicht wirklich Reflexive, wird für sakrosankt erklärt. Diese Bilderwelt der äußeren Sinnesreize ist also wirklich, und wo man in der Bilderwelt des Fernsehens und der Filme vor lauter *Sehen* eigentlich keine Zeit mehr zum Nachdenken über diese Bilder hat, kann man nun wenigstens ansatzweise, durch das *Lesen* von Romanen, über Bilder, die auf einen einwirken, nachdenken. Aber ist dieses ansatzweise Nachdenken, dieses ansatzweise Denken *nach* den Bildern, wirkliche Reflexion? Vielleicht wissen viele moderne Menschen ja noch nicht einmal, welche geistigen Potenziale sie haben und verharren so im Äußerlichen, Bildhaften, Symbolischen, Beziehungsmäßigen und Kompromittierenden. Und vielleicht leiden die Menschen heute darunter, dass sie aufgrund mangelnder Innerlichkeit alles ins Äußerliche tragen müssen, alles zwanghaft äußerlich dokumentieren müssen.

Irgendwie kamen Adam menschliche Gesichter heute alle so extrovertiert vor, mit Glubschaugen, Internet hier, Internet dort. Da hörte er lieber echtes Vogelgezwitscher im Wald. Er selbst kam sich dagegen introvertiert, provinziell und altmodisch vor, vielleicht war dies seine bewusste Gegenhaltung, es machte ihn freier und unabhängiger. Er war nicht en vogue gekleidet, er wusste nicht, was *in* ist und er rauchte antiquierte und spiessige Zigarettenmarken, die einen an ein jugendliches Alter erinnern, zumindest von ihrem Namen her. In Eiche rustikal fühlte er

sich sauwohl. Er verstand nicht, wie sich Menschen in Wohnungen wohl fühlen können, die den Charakter von Möbelausstellungen haben. Wollen diese Menschen nun ein Zuhause oder wollen sie ein Möbelhaus en miniature? Es ist alles so gepflegt, dass es schon ungemütlich wird, sich hinzusetzen. Machte er irgendetwas kaputt, wenn er in einer solchen Atmosphäre zu entspannt sitzt? Gibt's hier einen Jägermeister? – Nein, nur Prosecco. Das Schönste am Kapitalismus ist für ihn, dass es auch altmodische Produkte zu kaufen gibt, die *out* sind. Das Schönste an Fernsehern oder Computern ist, dass man sie abschalten kann. Das Schönste an neuen Romanen ist, dass man sie nicht lesen muss.

Früher träumte Adam viel von Zügen, die er knapp verpasste. Wenn er heute noch davon träumt, lacht er schon innerlich. Manchmal macht er sich auf Bahnhöfen einen Spaß daraus, zum Gleis zu rennen, obwohl er noch genug Zeit hat. Auch mag er es, sich mit wildfremden Menschen über zu spät kommende Züge zu ärgern. Und über alles, worüber man sich im Zusammenhang mit Bahnhöfen und Zügen noch so ärgern kann. Man redet ja doch noch miteinander.

In seinen Träumen ist so viel Weisheit, dass sie ihm schon wieder dumm vorkommen, wenn er wach ist. Das Alltags-Ich ist offenbar so konstituiert, es maßt sich eine Bewertung an. Sind wir so weise Konsumenten? Träume sagten ihm zwar, was er für ein Mensch ist, aber er brauchte sie nicht notwendig dazu, auch die Erinnerungen an all die Stationen und Situationen in seinem Leben, in denen er sich von Menschen getrennt hat oder sich andere Menschen von ihm getrennt haben. Ihm fielen gewisse Grundkontanten auf, die mit seiner Persönlichkeit zusammenhängen. Im Leben gibt es viele Bahnhöfe und verpasste Züge.

Stadtränder haben etwas für sich: Einerseits wohnt man nicht zu weit vom Schuss weg, andererseits ist man aus dieser Suppe auch recht schnell heraus. Passend zu seinem Stadtranddasein war Adam immer ein Grenzgänger und Außenseiter. Das ergibt

sich fast schon automatisch für jemanden wie ihn, der aus einem unschönen Stadtrandstadtteil kommt, einem Gebiet, das von Leuten, die mitten in der Stadt oder in ihren gehobenen Vierteln leben, sowieso nie aufgesucht wird. Aus dem Grenzgänger und Außenseiter wird dann schnell ein Einzelgänger. Musste er nun traurig darüber sein? In einem Dorf auf dem Lande aufzuwachsen hat vielleicht auch etwas. Vielleicht zieht es einen immer in die Gegenwelt. Alles hat seine Vor- und Nachteile. Aber wenn man vergisst, wo man herkommt, ist man nicht mehr echt.

Am Mittag ging es bei strahlendem Sonnenschein und wolkenlosem Himmel über Mannheim nach Karlsruhe. Sein Mänerdasein schien ihm an ein Ende gelangt. Zwischen jungen und alten Männern gibt es einen Unterschied: Alte Männer können so etwas wie Ruhe ausstrahlen, junge nicht in dem Maße. Durch die Kurstadt Baden-Baden ging es über das Oberrheintal und Freiburg nach Basel. Eine Kur hatte er in seinem Leben nie gemacht, sich nie eine Auszeit gegönnt, weshalb ihm die Zeit in der Psychiatrie ja auch wie eine Auszeit vorkam. Eine Kur kommt einem Altersgeständnis gleich, war seine Überzeugung, als sein Leben noch in geordneten Bahnen lief. So richtig frei hat er sich in seinem Leben nie gefühlt, weder in seiner Jugend noch in seinem Alter, dachte er bei der Fahrt durch Freiburg.

Er war erst einmal in dieser Stadt, vor fünf Jahren, das erste und letzte Mal, dachte er sich. Wie schon so oft zuvor stand in einer anderen Stadt ein Meeting an. Sein Geschäftspartner wollte ihn am Bahnhof abholen. Er kam pünktlich an, seinen neuen Partner suchte er vergeblich. Er hatte keine Lust, auf ihn zu warten, weshalb er am Bahnhofsvorplatz in das nächste Taxi einstieg. Der Fahrer war wie die meisten Taxifahrer sehr beredsam. Reden? Wie schon so oft wurde ihm auf eine einschmeichelnde Art und Weise ein Gesprächsthema aufgezwungen. Er sehnte sich in den Zug zurück. In diesem Taxi kamen ihm die Minuten wie Stunden vor. Er wünschte sich schon am Ziel, aber wie auch einige Male zuvor hatte er den Eindruck, dass der Fahrer nicht den kürzesten und schnellsten Weg zum Ziel nahm. Vielleicht weil er noch reden wollte und sich als einen durchaus würdigen Gesprächspartner ansah.

Adam kannte die Statistiken von Taxifahrern über beliebte oder ungebetene Fahrgäste nicht. Aber offensichtlich gehörte er

zur ersten Gruppe. Jede Ampel musste durch absichtlich verzögertes Fahren mitgenommen werden. Seine Uhr lief und lief und er musste noch am selben Tag mit dem Zug zurück. Höflich gebärdete er sich dennoch interessiert.

„Ja“, sagte er, als es abwechslungsreicher um das gestrige Fußballspiel ging, „das war ein Spiel gestern, und die Chancen, die da vergeben wurden“. Doch innerlich kochte seine Unzufriedenheit weiter. Früher rauchte er in solchen Situationen, um sich der Selbstpräsentation geborener Dilettanten zu entziehen. Heute darf in Taxen per se nicht mehr geraucht werden, was er schade findet.

Dieses Sitzleder musste den Fahrer irgendwie aufgeilen. Wenn er wenigstens noch schalten müsste, hätte er mehr zu tun und wäre vielleicht einmal still. Adam wollte doch nur schnell sein Business machen. In einer Table Dance Bar kann er wenigstens noch rauchen, aber dieser Table Dance hier, während der Fahrt durch diese Stadt, sollte doch, so hoffte er wenigstens, bald ein Ende haben. Er nahm sich vor, beim nächsten Mal, einen großen Taxitransporter zu bestellen und sich in die letzte Reihe zu setzen. Am schlimmsten sind die Fahrer, die sich für unerkannte Genies halten und zwanghaft einer konservierten Studienabbrechermentalität unterliegen. Wenn der nicht gleich Gas gibt und ruhig ist, wird er die Tür aufreißen, einen Zehner auf die Ablage legen und gehen. Es war dann schließlich soweit, vor der zehnten Ampel riss ihm der Geduldsfaden. Er legte den Zehner auf die Ablage, riss die Tür auf und ging.

Es war nicht mehr weit zur Firmenadresse seines Geschäftspartners. Es wurde ein langes Meeting und während der Besprechung ging ihm die Frage nicht aus dem Kopf, ob er den letzten Zug überhaupt noch erreichen würde. Nach dem Meeting überlegte er sich, ob er ihn überhaupt noch nehmen sollte und ob er nicht besser in einem Hotel übernachten sollte, um morgen früh dann mit dem ersten Zug zu fahren. Außerdem wollte er auch noch etwas essen, er hatte schon den ganzen Tag

Hunger, in der Mittagspause gab es nur Häppchen, auch ein kühles Bier könnte er nun vertragen.

Plötzlich erwachte er. Er war auf einem Stuhl festgebunden, in einem dunklen Kellerraum. Seine Arme waren auf dem Rücken durch Handschellen fixiert. Ein großes Klebeband war auf seinen Mund geklebt, er konnte nur noch durch die Nase atmen. Er hatte Todesangst. Durch das Kellerfenster drang ein bisschen Licht. Er konnte sich an nichts mehr erinnern. Hatte er einen Unfall? Und wenn ja, wann und wo? Er saß nun in diesem Keller wie in einer Falle. An der gegenüberliegenden Wand entdeckte er einen großen Lautsprecher, der plötzlich ertönte: „Auch Schulbildung war nur eine Falle.“

Es war eine durch einen Computer verfremdete Männerstimme, mit einem energischem und dunklem Klang. Was sollte das jetzt? Wollte ihm jemand etwas sagen? Wollte ihn jemand foltern?

Wieder ertönte die Stimme nach einer kurzen Pause: „Das bisschen Bildung, das zu mir durchgedrungen war, hatte mich nur noch misstrauischer gemacht.“

Wen meinte der Sprecher damit? Sich selbst? Oder ihn? Was hat dieser Keller und diese Situation mit seiner Bildung zu tun?

„Was waren denn Ärzte, Anwälte, Wissenschaftler?“, vibrierte es aus dem Lautsprecher. Wird es jetzt ernst? – Die Stimme spricht von „waren“. Ist das nun seine letzte Stunde, seine letzte Minute?

„Doch auch nur Menschen, die sich die Freiheit nehmen ließen, selbständig zu denken und zu handeln“, sprach die unbekannte Stimme. In Freiheit wäre *er* nun gern. Geht es vielleicht doch noch weiter mit seinem Leben? Was hat das alles mit ihm zu tun? Vollzieht da jemand ein Tribunal über ihn? Hat er irgendjemandem etwas getan? Er kann sich nicht erinnern.

„Bach hatte zwanzig Kinder“, irgendetwas muss dieser Mensch, der ihm das antut, über ihn wissen. Er mag Bach, er stirbt bei seiner Musik, die nun ertönte.

„Tagsüber hat er auf Pferde gewettet“, das wusste er gar nicht, er dachte immer, er hätte sich voll und ganz seiner Musik gewidmet, und dies vierundzwanzig Stunden lang am Tag.

„Nachts hat er gefickt“, nein, Hilfe, was für ein Typ ist das, der ihm das über einen Lautsprecher vorspielt? Ein perverser Lüstling? Er hat neulich in der Zeitung von einer Mordserie im süddeutschen Raum gelesen, eines der Opfer wurde entstellt in einem Keller gefunden.

„Und am Vormittag gesoffen“, er könnte sich vorstellen, dass dieser Typ, der ihm das antut, auch säuft. Na prost Mahlzeit, sagte er zu sich selbst, und wunderte sich über sich selbst, über diesen Anflug von Humor, selbst in einer solchen Situation. Er würde jetzt auch gern etwas trinken, möglichst etwas Alkoholisches, dann würde er diese Situation vielleicht besser ertragen, er hatte eine tierische Angst. Oder eine Zigarette rauchen! – Was hätte er jetzt dafür gegeben!

„Komponiert hat er zwischendurch“, es ertönte wieder Musik von Bach, diesmal ein Orgelkonzert mit Bachschen Fugen. Die Musik passte zu dem dunklen Kellergewölbe, in dem er sich befand. Er fühlte sich wie auf seiner eigenen Beerdigung.

„Du machst es, wie Du eine Fliege killst“, und wieder diese Todesangst. Mein Gott, wann hört das endlich auf? Wenn er wenigstens das Gesicht seines Peinigers sehen könnte!

„Mit links“, er schloss die Augen und wartete. Wo geht er jetzt hin? Gibt es ein Leben nach dem Tod?

„Liebe ist eine Art Vorurteil“, oh Gott sei dank, es geht doch noch weiter!

„Er hat schon genug andere Vorurteile“, er mochte ihn wohl doch nicht! Jetzt bringt er ihn doch noch zur Strecke! Mensch, was hat er ihm bloß getan? Er kann sich an nichts erinnern. Hatte er gestern Abend eine Schlägerei mit jemandem auf der Straße? Wo war er denn gestern? Oder erst vor ein paar Stunden? Er hatte einen totalen Blackout. Vielleicht ist er hinterücks überfallen und von hinten auf den Kopf geschlagen wor-

den, vielleicht mit einem Baseballschläger, bestimmt so ein Jugendlicher, er meinte auch, jemanden einen mit einer Baseballmütze gesehen zu haben.

„Wenn ich nur dieses Gesicht kämmen könnte“, jetzt wird’s ernst, gleich kommt der Typ rein und streicht ihm mit einem Rasiermesser durch’s Gesicht. Wenn er sich doch damals bei der Bundeswehr für die Einzelkämpferausbildung freiwillig gemeldet hätte, könnte er das hier nun vielleicht besser durchstehen. Dort wurden auch Foltersituationen trainiert.

„Wenn eine heiße Frau auf einen Einsiedler trifft“, werde ich gar nicht von einem Mann gequält, sondern von einer Frau?

„Muss sich einer ändern“, an dieser Situation muss sich auch bald etwas ändern! Er hatte Wut im Bauch und kippte sich einfach nach hinten. Der Stuhl brach entzwei, aber glücklicherweise hatte er sich nicht den Kopf gestossen, auch sonst war ihm nichts passiert. Er konnte aufstehen, auch wenn seine Hände immer noch durch die Handschellen gehandicapt waren. Er schob mit beiden Beinen einen Tisch vor das Kellerfenster, legte sich auf ihn, schließlich auf seinen Rücken, und trat mit aller Kraft mit beiden Beinen gegen das Metallgitter. Es flog sofort heraus. Dann bückte er sich auf dem Tisch in Richtung Fenster und stoss sich in einem Sprung vom Tisch ab, der infolgedessen umkippte. Er landete mit seinem Oberkörper auf einem Bürgersteig vor dem Kellerfenster. Es war Nacht. Mit letzten Kräften zog er seine Beine aus dem Kellerfenster. Er befand sich in einer Stadt, einer ziemlich dicht besiedelten Gegend.

Vor dem Bordstein stand ein Taxi. Jetzt fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Er ist auf einer Geschäftsreise und hat gestern Abend allein extrem einen in einer Kneipe über den Durst getrunken. Der Wirt hat von sich aus ein Taxi gerufen, was ihn irgendwie verärgert hat, er hat sich aber letztlich damit abgefunden, da ihm sein Zustand selbst auffiel. Der Taxifahrer stützte ihn und führte ihn aus der Kneipe geradewegs zum Taxi. Er wollte sich gerade hineinsetzen, da sagte dieser laut: „Stop!“. Auf dem Beifahrersitz lag ein Buch. Der Fahrer legte es

hastig zur Seite. Adam fragte ihn, was es denn für ein Buch sei und was er denn so lese. Der Taxifahrer nannte ihm mit einem gewissen Stolz den Autor des Buches. Adam kannte ihn entfernt.

„Ach der“, sagte Adam, „der war beim Schreiben immer so besoffen wie jetzt ich“.

„Konnte der überhaupt schreiben, wenn er hauptsächlich gesoffen hat?“, fragte er seinen Fahrer. Das war das Letzte, an das er sich erinnern konnte.

Bei Basel überfuhr Adam die Grenze zur Schweiz, plötzlich hatte er auch das Gefühl, eine Grenze zu überschreiten. Vielleicht ist dieses Grenzgefühl bei Zugreisen auch anders als bei Fahrten mit dem Auto, dachte er sich. Er ist in seinem Leben wesentlich mehr Auto als Zug gefahren. Im vereinten Europa fallen Autofahrten über die Grenze als Grenzfahrten schon gar nicht mehr auf. In Zürich wird es nach dreizehn Stunden Zugfahrt endlich Zeit auszusteigen. Der Zug fährt dann noch weiter bis zur Endstation Chur in Graubünden in den Schweizer Alpen. Die Berge waren für ihn Norddeutschen seit eh und je weit weg. Dennoch hatte er auch als Flachländer oder vielleicht gerade deshalb immer wieder eine Sehnsucht nach ihnen.

Er erinnerte sich an seine Wanderungen. Bei Rundwegen zog er es stets vor, gegen den Uhrzeigersinn zu laufen. So hatte er das Gefühl, sich dem alltäglichen Lauf der Dinge und der Zeit zu widersetzen. Mitunter kam er dann an Wegpunkte, bei denen vermeintlich kurze Zeitpunkte zu langen Augenblicken wurden. Dies geschah in bestimmten Landschaften, an gewissen Orten: In Wäldern, an Stränden oder eben in den Bergen, in denen er ein ozeanisches Gefühl hatte. Die Meere aus Stein entführten ihn ins Sein.

Der Raum eröffnete ihm an diesen Orten eine Tiefe, die ihm von der Zeit verweigert wurde. Schreitete seine Uhr in ihrem Sinne fort, Sekunde für Sekunde, lief er in seinem Sinne gegen sie, Schritt für Schritt. Und dies war sein Sinn. Unterwegs begegnete er sich manchmal selbst, seinem sogenannten Inneren oder was er dafür hielt. Dies waren Momente, in denen ihn die Zeit wieder in ihrem Sinne mitreißen wollte. Er wehrte sich dagegen, indem er versuchte, sich in etwas Äußeres – den Wald, das Meer, die Berge – zu versenken. Und er fragte sich dann, wie schon der heilige Augustinus, wann er eigentlich

wirklich ist. Das Jetzt ist bald schon vergangen, die Vergangenheit sowieso, das Zukünftige ist noch nicht, und der gegenwärtige Zeitpunkt ist ein punktuelltes Nichts. Dies reißt ihm den Boden unter den Füßen fort und er wünscht sich nur, ewig zu sein wie ein Stein. Doch auch dieser ist ja nicht ewig. Was ist überhaupt ewig?

Einmal machte er eine Wanderung am Jahresanfang. Das neue Jahr hatte begonnen und es war ein Sterben überall in seiner Verwandtschaft und Bekanntschaft. Er fragte sich, ob dies ein Zufall war, dass sich gerade am Beginn des Jahres so viele Menschen verabschiedeten, die er im Laufe der Jahre liebgewonnen hatte. Als ob die Sterbenden den Jahresanfang nutzen, ihren Zweifel an und schließlich ihren Willen gegen ein neues Jahr für sich festzumachen. Ein Jahr, das auch nur ein wiederkehrendes ist, wie schon die Jahre zuvor. Auch hier bekundet sich Protest und Rebellion gegen die Zeit.

Für ihn, den Wanderer, wäre es eine Erfüllung, beim Wandern zu sterben. Dieser Wunsch und die Möglichkeit seines tatsächlichen Eintretens in jedem Augenblick erheben das Wandern zu einer Suche nach dem Tod, dem Sinn des Daseins und der eigenen Existenz. Solange sein Herz noch schlägt, solange er seine Schritte noch gehen kann, solange schreitet der Zeiger stetig fort. Doch wenn sein Herz schließlich steht und wenn sein Gang endlich zu Ende geht, erst dann wird auch der Zeiger endlich stehen bleiben.

Er erinnerte sich an eine Wanderung an einem regnerischen Herbsttag vor zwei Jahren. Die Bäume waren wieder schwarz, die Nacht war wieder Nacht, der Wein, den er trank, war statt weiß wieder rot, der Herbst wieder da, der Sommer wieder vorbei. Der Winter sollte nie kommen mögen, der Frühling existierte nur in Träumen. Doch er bleibt immer derselbe. Je länger sein Leben dauert, je mehr wird der Herbst Herbst seines Lebens, der Winter sein Tod, der Frühling sein ewiges Leben.

Die Erinnerungen tauchten plötzlich auf wie bunte Blätter. An das Jahr und an das Leben. Wieder war ein Jahr vorüber.

Der Gedanke an einen endgültigen Tod macht traurig. Er wusste, dass die Bäume im nächsten Jahr wieder grüne Blätter haben und die Blumen wieder blühen. Soviel wäre für ihn noch zu erleben, zu genießen, zu schaffen und zu lieben. Wohin mit all der Liebe, die er in sich hat, wenn niemand da ist, der sie empfangen kann? Wohin mit all seinem Wissen und seiner Kreativität, wenn sie keine Form finden und das große Buch ungeschrieben, das Gemälde ungemalt und die Musik ungespielt bleibt? Doch gab ihm der Herbst auch Trost, er zeigte ihm, dass auch das Vergängliche und Sterbliche schön ist. Er bereitete ihn auf den Winter vor, in dem er in tiefer Selbstversunkenheit ruhen konnte. Selbst der Winter war nicht schwarz, er strahlte ihn hell weiß an.

Er ging durch den Wald und bemerkte auf einem Haufen bunter Blätter ein weißes Blatt. – Ein weißes Blatt? Eigentlich gibt es weiße Blätter im Herbst doch gar nicht, sterbende Blätter haben Gelb-, Rot- und Brauntöne, in allen Schattierungen, bis hin zu schwarz. Aber weiß? Er schaute näher auf das Blatt und ihm fiel auf, dass es sich um ein zusammengeknülltes Stück Papier handelte. Er hob es auf, faltete es auseinander und betrachtete es näher. Es war ein ausgerissenes Blatt aus einem Kalender. Das Datum war nicht mehr zu erkennen, verwaschene Zeichen erschienen unlesbar, auch die Überreste rätselhafter Symbole waren zu sehen. Er legte das Blatt wieder zurück und ging weiter. Vielleicht hat es ja jemand verloren und ihm ist dieses Stück Papier wichtig, vielleicht hat es aber auch jemand absichtlich weggeworfen, vielleicht jemand, der sich über einen Termin geärgert hat. Was dieses Blatt, seine Zeichen und Symbole für den Besitzer wohl für eine Bedeutung hatten? Und erst das Datum?

Fast ein Jahr später ging er wieder im Herbst durch denselben Wald spazieren, wie schon so oft zuvor. Ihm gingen viele Dinge durch den Kopf, er hatte in letzter Zeit Einiges zu tun und noch viel vor, sowohl privat als auch beruflich. Sein Leben hatte sich in jenen Tagen stark verändert und er hatte die Ge-

wissheit, dass es sich noch stärker ändern wird. Er musste seine Gedanken zusammen halten. Was steht als Nächstes an? Plötzlich fiel ihm ein sehr wichtiger, ganz persönlicher Termin für den Abend ein, den er aber trotz allem zwischen den vielen anderen wichtigen Geschäftsterminen vergessen hatte. Er zog seinen Kalender aus der Tasche und schnell notierte er ihn, um sein Gewissen zu befriedigen. Es regnete, die Schrift verschwamm sofort, er ärgerte sich und riss das Blatt heraus. Irgendwie hatte sich in dieser Situation der ganze Frust der letzten Wochen entladen. Dann spürte er einen stechenden Schmerz im linken Brustbereich. Er ballte die Hände zusammen und zerknüllte dabei das Kalenderblatt in seiner Hand, dann fiel er auf einen Blätterhaufen. Ihm war klar, dass dies wohl der letzte Augenblick war, aber irgendwie war er dennoch auf eine paradoxe Art und Weise erleichtert und entspannt. Auch die Hände entspannte er wieder und das zusammengeknüllte Kalenderblatt rollte aus seiner rechten Hand auf den Blätterhaufen.

Die Abenddämmerung begann und als es um ihn dunkel wurde, flog er den Flug der tausend Eulen der Nacht. Er schaute auf seinen leblosen Körper hinunter, das Letzte, an was er sich erinnern konnte, als er noch in ihm war, war der Vorbeiflug seines Lebens vor seinem sterbenden geistigen Auge. Augenblicke seines Lebens waren wie Perlen auf einer Kette aneinandergereiht. Einerseits schienen alle Geschehnisse isoliert nebeneinander zu stehen, andererseits waren die Ereignisse aber durch eine geheimnisvolle Ordnung miteinander verbunden. Sein Leben erschien ihm rätselhaft und vertraut zugleich. Er flog nach oben und schaute ein letztes Mal auf seinen Körper. Er flog immer höher, bis auch die Bäume unter ihm waren, durch weiße Wolken, er schaute auf den Wald hinunter, flog noch höher, bis sogar die Wolken unter ihm waren. Über ihm war nur noch der klare Sternenhimmel. Er bewegte sich weiter himmelwärts und sah Ozeane, Wüsten und leuchtende Städte in der Nacht. Er sah unter sich die Erde, die

aussah wie eine kleine blaue Murmel. Er flog auch am Mond vorbei und bezweifelte, dass auf seiner Oberfläche tatsächlich schon Menschen waren. Er flog weiter in das All hinaus und sah ein intensives weißes Licht, das immer näher kam, wie das Licht am Ende eines Tunnels. Ist dieses Licht etwa ein Stern? Oder ist es das Licht, von dem so oft im Zusammenhang mit dem Tod die Rede ist? Doch dann sah er neben dem weißen Licht eine kleine grüne Kugel. Ein grüner Planet, so schön wie die blaue Erde, mit Kontinenten, die jedoch eine andere Struktur hatten als die Kontinente auf der Erde. Er näherte sich dieser rätselhaften Kugel, flog durch Wolken, nicht weiß, sondern gelb, und schließlich auf einen grünen Wald zu. Plötzlich fand er sich auf dem Waldboden auf dem Bauch liegend in einem grünen Blätterhaufen. Er wachte auf, seine rechte Hand befand sich unter seinem Herz. Neben ihm lag ein Zettel. Auf dem stand: „Denke an Dich“.

Bei der weiteren Zugfahrt knurrte inzwischen Adams Magen, er hatte seit dem Frühstück nichts mehr gegessen. Dieses Magenknurren im Abteil war ihm peinlich und er sagte mit einem leichten Lächeln zu der Frau, die ihm gegenüber saß: „Mein Magen knurrt, er macht sich bemerkbar, entschuldigen Sie bitte“. Sie erwiderte: „Kein Problem, ich habe noch einen Apfel übrig, kann ich Ihnen den anbieten?“ Adam erwiderte: „Sehr freundlich von Ihnen, da greife ich gerne zu.“ Er bedankte sich und aß den Apfel. Der Zug kam inzwischen am Bahnhof von Zürich an.

Er verabschiedete sich von der schwarz gekleideten Frau und war ein bisschen traurig, dass nicht mehr interessante Gespräche mit ihr zustande kamen. Sie schaute ihn nur wortlos und ernst an, als er das Abteil verließ. Eine letztlich merkwürdige Frau, dachte er sich. Am Bahnsteig steckte er sich eine Zigarette an und inhalierte tief. Vom Bahnhof aus ging er entlang der Bahnhofstrasse durch die Fußgängerzone der Züricher Innenstadt in Richtung Zürichsee. Er kam an einem Möbelhaus vorbei, in einem Schaufenster standen mehrere Buddhafiguren und Buddhaköpfe. Er dachte sich, dass dies wohl ein neuer Trend sei, auch in Hamburg sah er in Geschäften und insbesondere in Möbelgeschäften immer häufiger Buddhastatuen. Er fragte sich, warum das so ist und welche Rolle eigentlich die Religionen heute in einer modernen und vom Konsum geprägten Gesellschaft spielen. Ist der Buddhismus nicht auch eine Art von Ersatzreligion für all jene, die sich von einem Christentum abgewendet haben, das ihnen in modernen Zeiten als zu konservativ erscheint?

Er sieht eine Parallele zwischen den Leitmotiven des Nichtdenkenmüssens des Buddhismus und dem fehlenden Denken in einer Welt des maßlosen Konsums. Einerseits heißt es heute

oft, gerade in Managerseminaren für gestresste Manager und Marketingexperten, dass es auf ein „Entschleunigen“ ankäme, man müsse schließlich heraus aus diesem hektischen Alltag, andererseits führt diese Maxime in der Praxis dann dazu, dass der beklagte Alltag gar nicht mehr kritisch hinterfragt wird, da ja das Denken bereits abgeschaltet wurde: Man ist ja meditativ bereits beim Nichts angelangt, wo wollte man noch hin, wenn doch das höchste Ziel bereits erreicht ist.

In Möbelhäusern sieht man immer häufiger Buddhaköpfe, jedenfalls sehr viel häufiger als Kruzifixe, die in Möbelgeschäften völlig ausgestorben zu sein scheinen, jedenfalls in solchen, die nicht gerade bayrische Bauernmöbel als ihr Hauptverkaufsrepertoire ansehen. Bei beiden Dingen handelt es sich um religiöse Symbole, auch wenn dies die Anhänger des Buddhismus, die ihre Religion gewöhnlich als eine Lebenshaltung ausweisen, in der Regel verneinen. Was man jedoch durchaus als einen argumentativen Trick ansehen kann, um diese Religion, die sie nach wie vor ist, effektiv zu verbreiten.

Vielleicht sollen Buddhaköpfe in Möbelhäusern das Denken abschalten. So dass der hohe Preis des Möbelstücks nicht mehr sonderlich hinterfragt wird. Ob diese Strategie wirklich gelingt? Buddhaköpfe in Möbelhäusern entspannen ihn jedenfalls nicht, ganz im Gegenteil, sie erinnern ihn eher an die hohe Stellung, die die Religionen noch immer in der Gesellschaft einnehmen, trotz vieler Jahrhunderte moderner Wissenschaft und Philosophie. Der Urknall und der Sinn unserer Existenz sind schon ziemlich langweilige Fragen, wenn wir nur wissen, wie wir uns richtig entspannen können.

Wer hat ein Interesse daran, eine maßlose Konsumwelt mit festen Hochkonsumzeiten als solche zu erhalten? Dieselben Manager und Marketingexperten, die sich nach ihrem Workaholicday abends mit Zen oder autogenem Training entspannen? Dieselben Leute, die mit dafür sorgen, dass möglichst viele Konsumenten hektisch über Einkaufsstraßen laufen, weil sie die von ihnen selbst kreierten, plakativen Werbeslogans für

bare Münze nehmen? Sie sagen einem schließlich, was man kaufen solle, dass man es schnell und gefälligst viel davon kaufen soll. Sie *erzeugen* Hektik und Stress, massenhaft. Anschließend hören und erzählen sie in Zen-Managerseminaren was von Entschleunigung, von Entspannung, von dem Weg zum wahren Sein, von der Erfüllung im Nichts, von Meditation.

Inwiefern wird heute der Buddhismus vom Kapitalismus für seine Zwecke instrumentalisiert? Der kapitalistisch gefärbte Buddhismus ist der moderne Nihilismus par excellence. Der Nihilismus aalglatte Manager, die über Leichen gehen. Alle streben vereint zum Nichts, wobei das Nichts der angestrebte und ersehnte Zielpunkt ist, eben der im Unendlichen liegende, aber nie wirklich erreichbare Punkt des Nichtkonsums als Gegenpol zum gewohnten alltäglichen Konsum. Man könnte auch sagen, dass buddhistisch orientierte Manager in einer Welt des Dualismus leben, einem Kosmos, der sich aus der Unruhe und der Ruhe als seiner dualistischen Substanzen speist, aus einem Wechselspiel von Konsum und Nichtkonsum. Nur sind den Durchschnittskonsumenten keine teuren Managerseminare vergönnt, auf denen sie sich, wie die Führungskräfte auch, entspannen könnten. Und geteilt wird ja nicht im Kapitalismus.

Das Jahr endet in jedem Jahr mit einem großen Knall und einer punktuellen Erfahrung des Nichts. Dann geht der Konsumalltag recht schnell wieder los. Ende September kam die Weihnachtsdeko in die Geschäfte, nach der Weihnachtsdeko kommt die Osterdeko. In einer Zeit der Ereignislosigkeit bedarf es der Ereignissetzer. Die Welt könnte untergehen und es würde immer noch die besagten Hochkonsumzeiten geben. Zum einen terminlich fixiert auf dem Boden religiösen Hintergrundes, zum anderen durch die Setzung wohl etablierter Bedürfnisindustrien. Der Buddhismus als Ersatzchristentum kommt dann noch als Alternative hinzu, man ist ja schließlich ein besserer Konsument.

Als braver Verbraucher hat man sich jedenfalls nicht sonderlich für die realen Ereignisse da draußen in der weiten Welt zu interessieren, weil sie im Vergleich zu den periodisch gesetzten Ereignissen nebensächlich sind, nebensächlich sein müssen, soll exzessiver Konsum wirklich funktionieren. Wie könnte man es anders erklären, dass trotz der Katastrophen da draußen in der weiten Welt die heimische heile Konsumwelt einfach so weitergeht? Selbst wenn eine Katastrophe in einem Nachbarland passiert, ist das ja immer noch weit genug weg, also noch zur großen weiten Welt gehörig. Was für ein Glück, dass wir so provinziell sind.

Adam ging aus dem Möbelgeschäft wieder heraus und weiter die Bahnhofstrasse entlang bis zu ihrem Ende. Am Ende des Geschäftsviertels von Zürich in unmittelbarer Nähe zum Zürichsee wurde es ruhiger. Er suchte ein Haus mit einer bestimmten Nummer auf. Es war ein schöner Jugendstilbau. Auf dem Namensschild stand: „Dr. Christian Sommer“. Er klingelte und der Türlautsprecher ließ eine freundliche Frauenstimme erklingen: „In die erste Etage bitte“. Er ging über die Türschwelle in ein Treppenhaus und von dort stieg er über eine knarrende Holzterasse eine Ebene höher. In einem Empfangsbereich lächelte ihn jene Frau mit der freundlichen Stimme an: „Sie sind aber pünktlich“. Sie begleitete ihn in einen Nebenraum. Es erhob sich ein Mann, der sowohl durch seinen Anzug als auch durch sein Auftreten einen korrekten Eindruck machte: „Ah, Herr Ende, Sommer, Christian Sommer, wir haben ja schon viel miteinander telefoniert. Sind Sie gut nach Zürich gekommen? Bitte setzen Sie sich!“

Sie unterhielten sich daraufhin, Herr Sommer stellte Adam, wie schon so oft telefonisch zuvor, die Frage, ob es ihm wirklich ernst sei mit seinem Vorhaben. Die Schweizer sind eben immer sehr korrekt in allen Dingen, nicht nur in finanziellen Angelegenheiten, dachte sich Adam.

„Ich habe keine neuen Nachrichten für Sie“, antwortete Adam. „Kein Zweifel. Verstehen Sie dies als das Schicksal eines Rauchers, der seinen Preis für seinen langjährigen Genuss zahlen muss. Aber ich zahle ihn gern. Der Kehlkopfkrebs lässt mir keine Wahl, Sie hören den Klang meiner Stimme. Das Wort ist am Ende.“

Herr Sommer schüttete aus einer Mineralwasserflasche Wasser in ein Glas und machte es halbvoll. Dann holte er eine

goldene Pillendose aus seiner Jackettasche, öffnete sie, entnahm aus ihr eine schwarze Tablette und legte sie neben das Glas.

Adam schaute Herrn Sommer lange an. Er hat seine Augen, dachte er sich, aber die Gesichtszüge ähneln sehr stark denen von Maria. Nun musste er sich an seine Affäre vor dreißig Jahren in Österreich erinnern. Es war damals einmalig und dass erste und einzige Mal, dass er fremd ging und Eva betrog.

„Sind Sie Schweizer?“, fragte Adam Herrn Sommer. „Nein“, antwortete er, „Österreicher. Ich komme aus einem kleinen Dorf aus Oberösterreich nahe der deutschen Grenze, bei Passau“.

„Wie alt sind Sie?“, fragte Adam. „Dreißig“, antwortete Herr Sommer. Adam errötete und hielt inne. Wie um sich endgültig zu versichern, fragte er ihn: „Wie hieß Ihre Mutter?“

„Müller“, antwortete Herr Sommer und Adam war erschrocken darüber, dass er ihren Nachnamen schon wieder vergessen hatte.

„Nein, ich meine den Vornamen“, erwiderte Adam.

„Maria, warum stellen Sie so viele Fragen?“, sagte Herr Sommer.

„Und warum arbeiten Sie in der Schweiz und nicht in Österreich?“, fragte Adam.

„Sie haben Sorgen. Warum sind Sie hier? Dies ist heute der letzte Tag Ihres Lebens und Sie fragen mich aus“, sagte Herr Sommer. „Ich bin gelernter Mediziner und habe nach dem Studium in den Palliativstationen verschiedener österreichischer Krankenhäuser gearbeitet. Die dortigen Verhältnisse und gesetzlichen Vorgaben missfielen mir, ich konnte den Berufsalltag nicht mehr ertragen, weshalb ich in die Schweiz gegangen bin, wo es für sterbenskranke und sterbenswillige Menschen mehr Möglichkeiten gibt. Ich bin dann in der Schweiz geblieben, zudem ich mit meiner frommen österreichischen Familie zerstritten war, vor allem mit meiner Mutter. Mein Stiefvater hat immer ein distanziertes Verhältnis zu mir gehabt, meinen richtigen Vater habe ich nie kennengelernt.“

„Hier ist er, Christian!“, sagte Adam.

Christian errötete und wusste nicht, was er sagen sollte: „Das gibt's doch nicht!“

„Doch!“, sagte Adam. Sie standen beide auf und umarmten sich.

„Und wie soll es nun weitergehen?“, fragte Christian. „Ich würde gern mit Dir noch ein paar Tage verbringen, auch wenn sie für mich körperlich zu einer Qual werden“, antwortete Adam. „Du bringst mich in einen Konflikt, in ein Dilemma. Der Termin war für heute fix ausgemacht. Ich bekomme Schwierigkeiten mit der Organisation“, rief Christian laut, „was sollen wir tun?“

„Ich weiß es nicht, ich hatte mich auch schon auf den heutigen Tag vorbereitet“, erwiderte Adam nervös.

Aus dem Erdgeschoss war plötzlich ein Türkrachen zu hören. Jemand, der nicht angemeldet war, wollte sich Zugang zu den Räumen verschaffen, die Sekretärin von Christian war unten und hielt die Tür zu.

„Sicher wieder jemand von so einer verbohrten fundamentalistischen Organisation“, sagte Christian. „Sie waren erst im letzten Monat hier und haben zwei Fensterscheiben eingeschlagen.“

„Herr Sommer, ich konnte sie nicht aufhalten“, schrie seine Sekretärin aus dem Erdgeschoss. Es kam eine ältere Frau die Treppe herauf und ging schnurstracks in das Zimmer, in dem sich Christian und Adam aufhielten. Es war Maria.

„Nun hat Dein Treiben ein Ende, nur der Herr gibt das Leben, nur er nimmt es“, rief Maria. Sie nahm einen Revolver aus Ihrer Handtasche, zielte auf Christian und schoss dreimal. Er sackte schon nach dem ersten Schuss ins Herz tot zusammen.

Maria sah nun erst Adam und war überrascht: „Du hier?“

„Du hast nun die Wahl, mich auch zu erschießen oder mir dabei zuzuschauen, wie ich diese Pille schlucke“, sagte Adam gefasst, wobei er mit der linken Hand das Glas Wasser und mit

der rechten die Tablette vom Tisch nahm, „es ist sowieso mein letzter Tag.“

„Adam. Warum hast Du mich nie angerufen?“, sagte Maria. „Dasselbe wollte ich Dich auch fragen“, erwiderte Adam.

„Ich habe Dich immer geliebt. Ich habe auf Dich gewartet“, sagte Maria. „Aber ich war einem anderen Mann versprochen“, wobei sie den Revolver auf den Tisch legte und sich anschließend bekreuzigte. Sie hob den Revolver wieder vom Tisch, setzte ihn an ihre Schläfe, drückte ab und sackte zusammen.

Adam kniete sich zu ihr und strich ihr über das blutverschmierte Haar. „Es sollte nicht sein, Maria“, waren seine letzten Worte. Er nahm die Tablette in den Mund, trank das Glas Wasser in einem Zug aus, legte sich auf eine Liege und schaute aus dem Fenster in die Abendsonne.

## Epilog

Am Ende der Zeiten war das Wort am Ende. Entweder gab es Zerstörung, dass es nicht mehr sein konnte, oder absolute Harmonie, dass es seiner nicht mehr bedurfte. Die Menschen schauten sich an – und verstanden sich schon. Und man gedachte in wortlosem Denken der Zeiten des Wortes. Auch die Dichter, jene, die meinten, es bedürfe ihrer noch, um Harmonie zu vollenden. Verführt waren sie durch die Worte „Am Anfang war das Wort“. Dies war in Wahrheit ihre Sünde, die ihnen nie bewusst war. Und sie klebten jahrtausendlang ihre klebrigen Zettel auf die Dinge. Und merkten gar nicht, wie sie sie vergewaltigten, wie sie die Welt vergewaltigten und sich über sie erhoben. Und da fiel ihnen ein, dass die Tiere nicht redeten. Und sie fanden die wahre Weisheit. Und als die Welt endlich wortlos war ...

*Finis operis*